

ZEITSCHRIFT
FÜR
PATHOPSYCHOLOGIE

UNTER MITWIRKUNG VON

N. ACH (Königsberg), H. BERGSON (Paris), G. HEYMANS (Groningen), P. JANET (Paris), F. KRUEGER (Halle), O. KÜLPE (Bonn), H. LIEPMANN (Berlin), E. MEUMANN (Hamburg), E. MÜLLER (Göttingen), H. MÜNSTERBERG (Cambridge U. S. A.), A. PICK (Prag), R. SOMMER (Gießen), G. STÖRRING (Straßburg i. E.)

HERAUSGEGEBEN VON

WILHELM SPECHT

II. BAND, 1. HEFT

INHALT:



LEIPZIG
VERLAG VON WILHELM ENGELMANN
1912

Ausgegeben am 26. November 1912.

Mitteilung an die Herren Mitarbeiter.

Sämtliche Beiträge für die Zeitschrift für Pathopsychologie, deren Veröffentlichung in deutscher, ausnahmsweise auch in französischer und englischer Sprache erfolgen kann, bittet man an die Adresse des Herrn Privatdozent Dr. **Wilhelm Specht, München,** Max Josefstraße 6, zu senden.

Die Herren Mitarbeiter erhalten an *Honorar M 40.—* für den Druckbogen. Dissertationen sind von der Honorierung ausgeschlossen.

Den Herren Mitarbeitern werden 50 Sonderdrucke von ihren Abhandlungen und Aufsätzen unberechnet geliefert. Weitere Exemplare stehen auf Wunsch gegen Erstattung der Herstellungskosten und unter der Voraussetzung, daß sie nicht für den Handel bestimmt sind, zur Verfügung. Falls die Verlagsbuchhandlung einen Sonderdruck einer Abhandlung veranstaltet, erhält der Herr Verfasser im ganzen 75 Freiexemplare der Sonderausgabe und weitere Exemplare gegen Vergütung von 75 % des Ladenpreises.

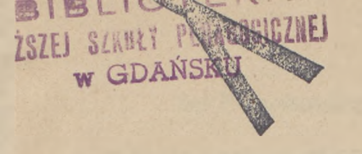
Die *Manuskripte* sind *nur einseitig beschrieben* und ***druckfertig*** einzuliefern, **d. h. so, daß das Lesen der Korrektur in der Ausmerzung von Satzfehlern besteht, nicht in einer stilistischen oder sachlichen Umarbeitung.** Jedes Einschieben von Worten und ähnliche Änderungen sind mit entsprechenden Kosten verknüpft, und sie müssen, wenn dadurch die normalen Korrekturkosten wesentlich erhöht werden, den betr. Herren Autoren zur Last gelegt werden.

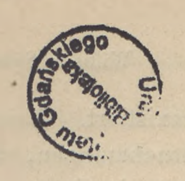
Die *Zeichnungen* für Tafeln und Textabbildungen (diese mit genauer Angabe, wohin sie im Text gehören) werden auf *besondern* Blättern erbeten, auch wolle man beachten, daß für eine getreue und saubere Wiedergabe gute Vorlagen unerläßlich sind. Anweisungen für zweckmäßige Herstellung der Zeichnungen mit Proben der verschiedenen Reproduktionsverfahren stellt die Verlagsbuchhandlung den Herren Mitarbeitern auf Wunsch zur Verfügung. Bei photographisch aufgenommenen Abbildungen wird gebeten, die *Negative* bei Absendung des Manuskripts unmittelbar *an die Verlagsbuchhandlung* zu schicken.

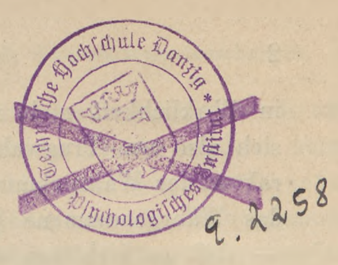
Die Veröffentlichung der Arbeiten geschieht in der Reihenfolge, in der sie druckfertig in die Hände der Redaktion gelangen, falls nicht besondere Umstände ein späteres Erscheinen notwendig machen.

Die Korrekturbogen werden den Herren Verfassern von der Verlagsbuchhandlung regelmäßig zugeschickt, und es wird dringend um deren *sofortige Erledigung* und Rücksendung (ohne das Manuskript) an die Verlagsbuchhandlung gebeten. *Von etwaigen Änderungen des Aufenthalts oder vorübergehender Abwesenheit bittet man, die Redaktion oder die Verlagsbuchhandlung* ***sobald als möglich*** *in Kenntnis zu setzen. Bei säumiger Ausführung der Korrekturen hat der Verfasser es sich selbst zuzuschreiben, wenn seine Arbeit etwa für ein späteres Heft zurückgestellt werden muß.*

Redaktion und Verlagsbuchhandlung.







Zur Phänomenologie und Morphologie der pathologischen Wahrnehmungstäuschungen.

Von
Wilhelm Specht.

Inhalt.

Einleitung.

Wenn der Irrenarzt von einem Kranken aussagt, daß er halluziniere, oder wenn in der natürlichen Psychologie von Halluzinationen die Rede ist, so wird damit stets ein und dasselbe gemeint. Jemand halluziniert, das bedeutet, jemand hört oder sieht, tastet, riecht oder schmeckt, wie wir hören, sehen, tasten usw., wir meinen zugleich aber auch, daß der Halluzinant sich hörend oder sehend usw. über das Gehörte oder Gesehene täuscht, daß das, was er sieht oder hört,

in Wirklichkeit nicht existiert. Bei der Halluzination handelt es sich also um Trugwahrnehmungen, um Erlebnisse von dem Charakter der Wahrnehmung, in denen sich der Wahrnehmende über das Wahrgenommene täuscht. Solche Wahrnehmungstäuschungen — daß es sich bei den Halluzinationen um Wahrnehmungstäuschungen und nicht um Sinnestäuschungen handelt, werden diese Untersuchungen klar machen — gibt es auch außerhalb der Pathologie. So, wenn ich bei der Zöllnerschen Figur die in Wirklichkeit parallelen Linien für geneigt halte oder wenn ich den zur Hälfte im Wasser liegenden Stab für gebrochen halte. Oder eine Wahrnehmungstäuschung liegt vor, wenn ich eine Erscheinung an der Tapete meines Zimmers für einen Fleck dieser Tapete halte, während es sich wirklich um ein Nachbild handelt. Für diese Täuschungen gilt, daß in ihnen ein Etwas als so seiend erscheint, und daß der Erscheinungsinhalt, die Erscheinung des Geneigtseins der Linien oder die Erscheinung des Gebrochenseins des Stabes bestehen bleibt, auch wenn ich weiß, daß ich mich getäuscht habe, daß das, was geneigt oder gebrochen erscheint, in Wirklichkeit parallel oder gerade ist. Ob dieser Sachverhalt auch für die pathologischen Wahrnehmungstäuschungen zutrifft, ob auch für sie gilt, daß die Täuschung ganz in der Sphäre des Anschaulichen verbleibt, und daß das Sichbewußtsein zu halluzinieren, das Wissen des Halluzinanten, daß es sich bei seinen Wahrnehmungen um Täuschungen handelt, seine anschaulichen Inhalte und deren Anspruch, als wirklich seiendes zu gelten, gar nicht zu beeinträchtigen vermag, diese Fragen mögen einstweilen offen gelassen werden. Es mag sein, daß in bezug hierauf kein Unterschied zwischen der Halluzination und jenen Täuschungen besteht. Aber während es sich bei dem Gebrochenerscheinen des Stabes, der Zöllnerschen Figur und dem Nachbild um physikalisch und physiologisch bedingte normale Phänomene handelt, die für jeden gelten, der die Zöllnersche Figur oder den zur Hälfte im Wasser liegenden Stab betrachtet, um Phänomene, die, was die Normalität und Gesetzmäßigkeit ihrer Bedingungen betrifft, auf derselben Stufe stehen wie solche Phänomene, daß der wirklich rechteckige Tisch seinen reinen Sehinhalten nach perspektivisch verschobene Ansichten zeigt, oder daß der Ton sich nicht mehr so laut anhört, wenn ich mich von dem Ort, wo er erklingt,

entferne — handelt es sich bei den Halluzinationen um durch und durch pathologische Phänomene, die nur der Kranke erfahren kann, um Phänomene, die ihre eigene Struktur und eigene Gesetzmäßigkeit haben, wodurch sie sich von jeder normalen Wahrnehmung und auch von jeder normalen Wahrnehmungstäuschung unterscheiden. Dies scheinbar selbstverständliche muß gesagt werden, weil gerade da, wo es sich um die natürliche Wahrnehmung und die Wahrnehmungstäuschung handelt, sich immer noch das irreführende Bestreben zeigt, das Normale in Analogie zu dem Anormalen zu setzen, es zu begreifen als einen nur besonderen Fall derselben Gesetzmäßigkeit, die im Anormalen herrscht, wie das Taine tat, wenn er die normale Sinneswahrnehmung als wahre Halluzination faßte, oder wie das Psychologen der Gegenwart tun, wenn sie die Eigenstruktur der Halluzination übersehen, den Wesensunterschied von natürlicher Wahrnehmung auf der einen, Illusion und Halluzination auf der anderen Seite zu einem bloßen Gradunterschied verflüchtigen und damit die Möglichkeit wirklicher durch Wahrnehmung vermittelter Erkenntnis überhaupt in Frage stellen[1]. Ist es aber methodisch unzulässig, das Normale aus dem Anormalen erreichen zu wollen, so ist die Frage, worin das eigentlich Pathologische der Halluzination besteht, natürlich nicht damit beantwortet, daß man sagt, in der natürlichen Wahrnehmung ergreifen wir die Dinge, wie sie wirklich sind, die Halluzination täusche ein wirklich bestehendes vor. Freilich ist mit diesem Satz etwas durchaus richtiges gesagt. Denn erst unter der Voraussetzung, daß wir in der natürlichen Wahrnehmung die Dinge erfassen, wie sie wirklich sind, kommen wir dazu, von der Halluzination zu reden als einer Wahrnehmung, die ihren Gegenstand vortäuscht. Aber damit, daß die Halluzination dies tut, ist die gestellte Frage nicht beantwortet. Vielmehr, um darzutun, wie es möglich ist, daß jemand Wahrnehmungen macht, während seine Wahrnehmungen ihren Gegenstand vortäuschen, muß die besondere Gesetzmäßigkeit aufgezeigt werden, unter der die pathologische Wahrnehmungstäuschung steht, es muß aufgezeigt werden, wodurch sich die nur für sie geltende Gesetzmäßigkeit unterscheidet von der normalen Gesetzmäßigkeit, die für die natürliche Wahrnehmung gilt.

[1] Vgl. hierzu meine Ausführungen diese Zeitschrift Bd. I, 1. Heft Seite 8 ff., sowie Scheler, Über Selbsttäuschungen, ebenda Seite 113 ff.

Eine solche morphologische Untersuchung setzt natürlich eine Einsicht in die tatsächliche Beschaffenheit der Halluzinationen voraus. Voranzugehen hat also eine reine Beschreibung. Eine solche Beschreibung muß aber wie jede wissenschaftliche Beschreibung nach irgendwelchen auswählenden und ordnenden Gesichtspunkten erfolgen. Es liegt auf der Hand, daß klinisch-psychiatrische Gesichtspunkte wie etwa solche, den Inhalt der Halluzinationen für die Art der psychischen Krankheit zu verwerten, für die vorliegende Aufgabe untauglich sind. Auch das für die Beschreibung der Halluzinationen zumeist verwendete Ordnungsprinzip, die Ordnung der Halluzinationen nach den verschiedenen Sinnesgebieten, kann nicht das nächstliegende sein. Denn es leuchtet ja ein, daß es für die Frage nach der Beschaffenheit und Struktur der pathologischen Wahrnehmungstäuschungen irrelevant sein muß, ob wir dabei auf Gesichts- oder Gehörshalluzinationen hinschauen. Um die pathologischen Tatsachen nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten zu ordnen und um die Frage nach dem Unterschied der psychologischen Struktur von Wahrnehmung und Halluzination beantworten zu können, muß die Beschreibung vielmehr unter dem Gesichtspunkt erfolgen, daß wir an die Halluzination die Frage stellen, ob sich ihre Gegenstände ebenso oder anders verhalten wie die Gegenstände der natürlichen Wahrnehmung. So wird schließlich die Phänomenologie der Wahrnehmung zum Ausgangspunkt der ganzen Untersuchung. Denn erst, wenn wir wissen, was uns in der natürlichen Wahrnehmung unmittelbar gegeben ist, und wie uns ihre Gegenstände gegeben sind, läßt sich die Frage nach dem reinen Tatbestand der Halluzinationen beantworten, und erst dann läßt sich die weitere Frage in Angriff nehmen, welche Funktionen es sind, die bei den pathologischen Wahrnehmungstäuschungen eine Störung erleiden, ob es das reine Empfindungsmaterial ist oder die mit ihnen verschmelzenden Gedächtniselemente oder erst die im Urteil liegenden Funktionen usf. Bei dieser zunächst zu gebenden Beschreibung muß es sich nun aber auch allen Ernstes um eine reine Beschreibung handeln, es heißt also, sowohl für die Wahrnehmung wie für die pathologische Wahrnehmungstäuschung in diese Beschreibung nichts von irgendeiner uns überkommenen Theorie der Wahrnehmung oder der Halluzination hineinzutragen, sondern auf das lebendige Phänomen hinzuschauen und

die Tatsachen so zu beschreiben, wie sie unmittelbar gegeben sind. Wir werden später, in dem zweiten morphologischen Teil dieser Arbeit sehen, daß die heute immer noch herrschende, von JOHANNES MÜLLER überkommene, Theorie der natürlichen Wahrnehmung und desgleichen die von ihr entlehnte physiologische Theorie der Halluzinationen nur dadurch möglich wurde, daß sie das Zeugnis der unmittelbaren Erfahrung beiseite setzte und den auf induktivem Wege gefundenen Abhängigkeitsbeziehungen, die zwischen den Sinnesorganen und dem Gehalt an äußerer Wahrnehmung bestehen, einen höheren Geltungswert beilegte als den unmittelbar gegebenen letzten Tatsachen. Wenn wir es demgegenüber uns und der pathopsychologischen Forschung überhaupt zur Aufgabe machen, vor allem die phänomenologischen Tatsachen zu Worte kommen zu lassen, so muß dazu aber bemerkt werden, daß die folgenden phänomenologischen Untersuchungen weder in bezug auf die Wahrnehmung noch in bezug auf die pathologischen Wahrnehmungstäuschungen erschöpfend sein wollen. Bei der Beschreibung der Wahrnehmung werden wir eine Reihe von Tatsachen kennen lernen, die für die Frage nach der Beschaffenheit der Halluzinationen von Bedeutung sind. Die Phänomenologie der Wahrnehmung soll also nur soweit durchgeführt werden, als es für den Zweck der vorliegenden Untersuchung wünschenswert erscheint. Aber auch in dieser Umgrenzung sind wir uns angesichts der Schwierigkeit phänomenologischer Analysen bewußt, daß manche Fragen zurückbleiben, die erst in späteren Einzelbehandlungen hinreichend geklärt werden können. Bei der Beschreibung der Wahrnehmung werden weiter aber auch eine Reihe von Fragen auftauchen, die bei einer auch nur einigermaßen erschöpfenden Behandlung der Phänomenologie der pathologischen Wahrnehmungstäuschungen an diese notwendig gestellt werden müßten und die in der vorliegenden Arbeit eine Beantwortung nicht erfahren. Worauf es in erster Linie abgesehen ist, ist die Untersuchung jenes Phänomens, das man als das Zusammenhalluzinieren der verschiedenen Sinne zu benennen pflegt. Daneben soll von der Illusion gehandelt werden. Es sind also nur Ausschnitte aus dem ganzen Gebiet der pathologischen Wahrnehmungstäuschungen, die in den folgenden Untersuchungen eine Beleuchtung erfahren sollen. Wenn wir trotzdem und angesichts der kaum übersehbaren Literatur über die Halluzinationen unsere Einsicht in sie

mit diesen Beiträgen zu vertiefen hoffen, so geschieht das in der Überzeugung, daß gerade in der Frage nach dem sogenannten Zusammenhalluzinieren der verschiedenen Sinne ein zentrales Problem vorliegt, das nicht nur für die Lehre von den pathologischen Wahrnehmungstäuschungen sondern auch für die Lehre von der Wahrnehmung von prinzipieller Bedeutung ist. Um das zu zeigen, beginnen wir damit, die Wahrnehmung zu beschreiben.

I. Zur Phänomenologie der Wahrnehmung.

1. Wir nehmen irgend etwas wahr, wir sehen etwas, einen Menschen, irgend ein Ding. Hier dürfen wir zunächst sagen, das Ding oder allgemein der Gegenstand steht selbst vor uns, er ist selbst gegenwärtig in dieser einzigartigen Weise des Wahrgenommenseins, die ihn mir anders gibt, als wenn er vorgestellt, erinnert, phantasiert, gedacht, bloß gemeint ist usw. Freilich, wenn der Mensch, den ich soeben wahrgenommen habe, von mir gegangen ist, und ich ihn nun vorstelle in der Weise des Hinschauens auf ihn, so ist es immer noch er selbst, der vorgestellt wird, und ich darf nicht sagen, hier sei mir ein Bild gegeben, das, wie das in dem Wesen des Bildes liegt, eben nicht der Mensch selbst sei. Es ist immer noch er selbst, den ich soeben wahrnahm und auf den ich jetzt vorstellend hinschaue, von einem Bilde finde ich nichts; und doch er selbst *steht nicht mehr vor mir*, es fehlt seine greifbare Gegenwart, wir fühlen, der Unterschied ist so groß wie dort, wo ich einem Menschen die Hand drücke und das in Gedanken tue. Weiter dürfen wir sagen, wenn wir einen Gegenstand wahrnehmen: ohne, daß wir ihn befragen, ob er wirklich sei, ohne daß sich der Gegensatz von Wirklichkeit und Nichtwirklichkeit fühlbar macht, ohne daß wir seine Wirklichkeit anerkennen, ist uns sein Wirklichsein gegeben, richtiger wir behandeln ihn als einen wirklichen. Aber von diesem Wirklichsein der in Sinnesinhalten gemeinten, richtiger durch Sinnesinhalte erscheinenden Gegenstände, in dem ein eigenartiges Phänomen vorliegt, das gemeinhin wahrgenommen, vorgefunden wird wie rot an einem Ding vorgefunden wird, ein Phänomen, das mit dem Gegensatz von innenweltlich und außenweltlich gar nichts zu tun hat und das, wie die Pseudohalluzinationen lehren, mit der Fülle und Lebhaftigkeit

der Sinnesinhalte noch nicht gegeben ist — von diesem Wirklichsein gilt, daß es dafür rein phänomenologisch verschiedene Stufen gibt. Es ist nicht immer dasselbe Wirklichsein, das uns in der Wahrnehmung verschiedener Gegenstände entgegentritt. Von einem Schatten, etwa dem Schatten einer Sonnenuhr, werden wir, meine ich, immer noch sagen, daß ihm ein Wirklichsein eignet. Aber dieses Wirklichsein des Schattens ist ein anderes wie das schon fühlbarere Wirklichsein etwa des Heulens des Windes im Ofen. Und dieses Wirklichsein ist wiederum ein anderes, steht auf einer tieferen Stufe als jenes Wirklichsein, das wir im eigentlichen Sinne meinen, wenn wir von Wirklichsein reden, und das wir an den Dingen vorfinden, ein Wirklichsein, dem eignet so etwas wie durch sich selbst da sein, Selbstherrlichkeit, in sich selbst ruhen, Eigenwirksamkeit. Für unsere Zwecke ist ein anderes wichtiger. Erstens die Frage, ob das Wirklichsein der wahrgenommenen Gegenstände im Urteil abgelehnt werden kann, während es im anschaulichen Phänomen selbst enthalten ist oder während die Gegenstände zum mindesten weiter Anspruch erheben, als wirkliche zu gelten. Diese Frage, die zu bejahen ist, wird uns später beschäftigen, wenn wir auf das zu sprechen kommen, was man den Objektivitätscharakter der Halluzinationen genannt hat. Zum anderen muß die Frage gestellt werden, ob irgend einem etwas, z. B. einem Menschen gegenüber das Bewußtsein der wirklichen Gegenwart dieses Menschen vorhanden sein kann, ohne daß dieser Mensch wahrgenommen wird, ohne daß irgend welche sinnlichen Inhalte da sind. Diese Frage, die ebenfalls zu bejahen ist, muß deshalb gestellt werden, weil es ja sein könnte, daß der Halluzinant nur das Bewußtsein der Wirklichkeit eines Gegenstandes hat, ohne daß dieser selbst da ist, daß also nicht wie in der natürlichen Wahrnehmung das Wirklichsein getragen wäre von dem anschaulichen Inhalte der Wahrnehmung selbst. Es würde sich dann überhaupt nicht um echte Halluzinationen handeln, um Erlebnisse von dem Charakter der Wahrnehmung, sondern um etwas ganz anderes, das man in Ermangelung eines besseren Wertes als Bewußtheitstäuschungen bezeichnen könnte. Auch diese Frage kann erst behandelt werden, wenn die Halluzinationen beschrieben sind, sie wird uns in dem zweiten morphologischen Teil wieder begegnen.

2. Weiter, der wahrgenommene Gegenstand gibt uns, wenn er sich

selbst bewegt oder wenn wir ihn bewegen wie eine Schachtel, die wir zwischen den Fingern drehen, verschiedene Ansichten. Bald sehen wir bei der Streichholzschachtel eine gelbe Seite, bald eine blaue, bald die dunkle, braune Reibfläche; aber so sehr auch die Sehinhalte wechseln, es bleibt derselbe identische Gegenstand, den wir wahrnehmen, in diesem Fall sehen. Und vor allem, meine Wahrnehmung ist in diesem Fall eine wirkliche Dingwahrnehmung, in der Wahrnehmung unmittelbar gegeben ist mir das Ding mit seinen realen Eigenschaften in größerer oder geringerer Fülle; so ist mir, obwohl die reinen Sehinhalte eine andere Gestalt haben, die wirklich rechteckigen Flächen z. B. perspektivisch verschoben sind, das Rechteckigsein der Flächen gegeben, unmittelbar gegeben ist mir aber auch, daß das Ding eine Rückseite hat, obwohl diese nicht gesehen wird. Die Fülle der realen Eigenschaften eines Dinges, die mir in der Wahrnehmung gegeben ist, hängt natürlich von der Erfahrung ab, richtiger gesagt, mit von der Erfahrung ab. So wenn ich beim Anblick einer Streichholzschachtel weiß, daß sie eine Schachtel, d. h. hohl ist, oder wenn mir bei dem Anblick meines Sessels die bestimmte Beschaffenheit seiner Rückseite, daß diese mit Stoff bespannt ist, mitgegeben ist, so weiß ich das aus Erfahrung. Aber dazu, daß dieses Ding oder irgend eine wahrgenommene Fläche eine Rückseite hat, bedarf es keiner Erfahrung, keiner Assoziation von Elementen oder Inhalten früherer Wahrnehmungen. Auf jeden Fall unmittelbar gegeben ist mir in unserem Fall ein Ding, nicht das, was andere Gesichtsempfindungen und wir Sehinhalte nennen, und es bedarf erst einer besonderen Wendung vom Ding auf die reinen Inhalte, um diese zur Gegebenheit zu bringen. Die Wahrnehmung greift also über die reinen Inhalte hinaus, sie gibt uns das Ding in seinem wahren Sein, durch die Inhalte hindurch erfassen wir das Ding in seinen realen Eigenschaften, und schon im ersten Aspekt ist uns in größerer oder geringerer Fülle auch das mitgegeben, was nicht gesehen wird.

3. Derselbe identische Gegenstand kann mir aber auch durch andere Sinnesfunktionen gegeben sein. Es ist derselbige Gegenstand, den ich das eine Mal sehe und das andere Mal tasten kann, oder den ich zugleich sehe und taste, wenn ich eine gesehene Tischfläche mit dem Finger berühre. Handelte es sich also bisher, wenn ich einen Gegen-

stand nur sehe, um die Selbständigkeit des Gegenstandes gegenüber den mannigfach wechselnden Sehinhalten, so zeigt sich hier seine Selbständigkeit gegenüber den verschiedenen Sinnesfunktionen, indem es derselbige Tisch ist, den ich sehend oder tastend wahrnehme. Durch eine Sinnesfunktion kann mir also dasselbe zugehen wie durch eine andere. Die Funktionen ergänzen sich nur insofern, als mir durch verschiedene Sinnesfunktionen neue Seiten von dem identischen Gegenstand zugehen. Der Blinde nimmt, wenn er ein Ding tastet, keine Farben wahr, und doch ist es dasselbe reale Ding, das ihm durch seine Tastfunktionen zugeht wie mir dem Sehenden. So vermag ein blinder Bildhauer von einem Menschen ein gleich ähnliches, das Wesen dieses Menschen treffendes Porträt zu schaffen wie ein sehender, oder so geht der tauben Helene Keller durch ihre Tastfunktionen aus einer Sonate der gleiche Gehalt zu, den der Hörende hörend vernimmt. Die verschiedenen Sinnesfunktionen ergänzen sich also nur, indem durch eine Funktion uns Seiten eines Gegenstandes zugehen, die uns eine andere nicht gibt. Dadurch, daß ich mit dem Finger über ein Ding hinstreiche, erfasse ich Eigenschaften an ihm, die mir sehend nicht gegeben waren, so erfasse ich die Härte, Weichheit, Rauhigkeit, Glätte usw. und zwar nicht als subjektive Zuständlichkeit, als Glätteempfindung oder Rauhigkeitsempfindung, sondern als Seiten, Eigenschaften des Dinges, als Glätte, Härte, Rauhigkeit dieser Schachtel, dieses Tisches.

Es ist also derselbe Tisch, den ich sehe und taste, wie es dieselbe Schachtel ist, die ich sehend wahrnehme, auch wenn die Sehinhalte wechseln. Und bewege ich die Schachtel zwischen den Fingern, so nehme ich tastend bald Glätte wahr, bald Spitzigkeit, bald Rauhigkeit und doch alles dies als Eigenschaften eines und desselben Dinges.

Dasselbe gilt nun auch für die anderen Funktionen, das Hören, Riechen und Schmecken. Vor mir steht ein Glas. Es ist dasselbige Glas, das ich sehe oder taste und das ich auch hörend erfassen kann, wenn ich daran klopfe und es erklingt, und das ich immer noch als Glas, wenn auch nicht als das bestimmte Glas erfasse, wenn jemand ein Glas fallen läßt und es zerbricht. Hier ist mir hörend das Zerbrechen von Glas gegeben. Oder wenn ein Hund bellt, so vernehme ich durch die Hörinhalte hindurch einen Hund, und auch hier können

die Hörinhalte mannigfach wechseln, ohne aufzuhören, mir denselbigen Gegenstand zu geben, so wenn der Hund einmal bellt, das andere Mal knurrt, oder wenn ich das Glas bald an seinem Rande bald an seinem Fuß beklopfe. Und erklingt es, so nehme ich hörend eine Eigenschaft des Dinges wahr, eben seinen Klang, der mir genau so als seine Eigenschaft gegeben ist wie seine Gestalt, seine Glätte, seine Farblosigkeit, Durchsichtigkeit usw. Ist Wein im Glas, z. B. roter Wein, so nehme ich sehend eine rote Flüssigkeit wahr; die Flüssigkeit kann ich auch tasten, indem ich den Finger in sie tauche, auch hörend kann sie mir gegeben sein, wenn ich das Glas mit seinem Inhalt schüttele oder wenn ich hörend vernehme, wie beim Einschenken der Inhalt aus der Flasche in das Glas überfließt. Und trinke ich davon, so nehme ich riechend und schmeckend wieder Eigenschaften, Qualitäten des Weines wahr, seine Harzigkeit oder seine Säure usw. Der Wein riecht blumig, schmeckt harzig, d. h. nicht, ich habe diese Geruchs- oder Geschmacksempfindungen, sondern das heißt, wenn wir uns an das halten, was uns unmittelbar gegeben ist, der Wein hat diese blumigen und harzigen Eigenschaften, genau so wie mir beim Betasten einer Fläche die Rauhigkeit als Rauhigkeit einer Fläche gegeben ist.

Es sei hier noch auf ein anderes hingewiesen, was in einem späteren Zusammenhang wichtig wird. Wenn mein Tischnachbar sich erhebt, um eine Rede zu halten, und wenn er eine Bewegung macht, die mir anzeigt, daß er an das Glas klopfen will, so ist mir, bevor er noch das Glas berührt, das Erklingen des Glases in eigenartiger Weise gegeben. Ich habe hier eine Gesichtswahrnehmung, sehe das Glas und die fortschreitende Bewegung, und mir ist nun, bevor das Glas wirklich erklingt, ein Vorgang, der in der Zukunft liegt, dies Erklingen doch schon bei der Wahrnehmung der Bewegung, die noch gar nicht bis an das Glas vorgeschritten ist, gegeben. Dies Erklingen in seiner Qualität hört sich so an, als wenn jemand an ein Glas geklopft hat, und ich nun hinterher auf dieses Erklingen hinhöre. Jeder kennt dies Hinhören auf ein früher gehörtes. So können wir auf die Stimme eines Bekannten hinhören, die uns dann in ihrer Klangfarbe und ihrem Rhythmus in voller Anschaulichkeit gegeben sein kann. Ein solches Hören gibt es nun aber auch zweifellos für etwas, das in der Zukunft liegt. Und dabei würde man den

Tatbestand nicht angemessen beschreiben, wenn man von einer einfachen Erwartung zu hören sprechen würde. Wir erwarten hier nicht nur zu hören, sondern wir hören wirklich, jedoch in der einzigartigen Weise des »inneren Hörens«, und zwar ist uns hier ein zukünftiges in einem gegenwärtigen mitgegeben. Genau so wie beim Anhören eines Musikstückes in den Tönen und Akkorden, die in der Gegenwart erklingen, nicht nur die vergangenen sondern auch die folgenden mitgegeben sind, darin enthalten sind, jede Note sich anschaulich über die folgende beugt. In unserem Beispiel mit dem Glas mache ich eine Gesichtswahrnehmung, nehme ich eine Bewegung wahr, in der das Anklopfen an das Glas intendiert ist, und dessen Erklingen mir schon vor dem wirklichen Erklingen gegeben ist. Die eine Funktion, das Sehen, zieht also das Hören nach sich, richtiger, das Hören ist hier getragen von der Gesichtswahrnehmung.

In dem, was wir bisher über die Wahrnehmung ausgemacht haben, sind uns Phänomene entgegengetreten, die später bei der Behandlung der pathologischen Tatsachen und dann, wenn wir von der Struktur der natürlichen Wahrnehmung handeln, noch mannigfach ergänzt werden sollen. Es wird dann noch deutlicher werden, daß die Wahrnehmung durch die Sinnesfunktionen gleichsam hindurchgreift und weit über das hinaus, was die Sinnesorgane zu leisten vermögen. Aber bisher zeigte sich schon eins, die Selbständigkeit der Wahrnehmungsgegenstände gegenüber den mannigfach wechselnden Inhalten und vor allem gegenüber den verschiedenen Sinnesfunktionen: es sind die Dinge selbst, die wir in der Wahrnehmung ergreifen und die uns durch die verschiedenen Funktionen zugehen. Darum gilt aber auch für die natürliche Wahrnehmung, daß uns die Funktionen selbst, das Sehen, Hören, Riechen, Tasten, Schmecken eigentlich gar nicht zum Bewußtsein kommen, sondern eine bunte Welt von Dingen und Vorgängen tritt uns gegenüber, und oftmals bedarf es erst einer besonderen Reflexion auf die Funktionen selbst, um uns zu vergegenwärtigen, durch welche Funktion uns die Dinge gegeben waren. Wie denn auch in der unmittelbaren Erfahrung nichts davon enthalten ist, daß es der Augen zum Sehen und der Ohren zum Hören bedarf. Wir werden bald sehen, wie das, was sich hier bei der natürlichen Wahrnehmung zeigte, für unser Verständnis pathologischer Wahrnehmungstäuschungen von Wert ist, und

wie umgekehrt die pathologischen Tatsachen das, was wir über die natürliche Wahrnehmung ausmachten, bekräftigen.

Hätten wir es uns als Aufgabe gesetzt, eine auch nur einigermaßen erschöpfende Beschreibung der Halluzinationen und Illusionen zu geben, so müßte die Beschreibung der Wahrnehmung fortgeführt werden; es müßte aufgezeigt werden, daß uns bei der Wahrnehmung eines Gegenstandes im allgemeinen dieser nicht isoliert, sondern auch seine Umgebung, seine Beziehung zu anderen Gegenständen, seine praktische Bedeutung usw. mitgegeben ist, es müßte die räumliche Ordnung der Wahrnehmungsgegenstände angegeben werden, es müßten vor allem auch die Abgrenzungsbeziehungen aufgezeigt werden, die zwischen dem Gehalt äußerer Wahrnehmung und unserem Leib bestehen. Durch einen Vergleich würde man dann erfahren, ob sich die Halluzinationen in allen Beziehungen verhalten wie die Gegenstände der natürlichen Wahrnehmung. Es müßte weiter auch bei der Beschreibung der Halluzination eingegangen werden auf die sehr merkwürdigen einseitigen Halluzinationen, auf ihre Beschaffenheit bei organischen Erkrankungen der peripheren Sinnesorgane und der Sinneszentren usw. Aber wir haben uns, wie wir das früher schon sagten, eine andere Aufgabe gestellt. Wir wollten unsere Aufmerksamkeit in erster Linie dem Phänomen des sogenannten Zusammenhalluzinierens der verschiedenen Sinne zuwenden.

Nun sahen wir: für die natürliche Wahrnehmung gilt, daß ein und derselbe Gegenstand durch verschiedene Sinnesfunktionen gegeben sein kann. Nehme ich ein Ding wahr, z. B. einen Tisch, so kann ich, eben weil mir ein Tisch gegeben ist, ihn nicht nur sehen, sondern auch tasten. Gilt dieser Sachverhalt, fragen wir nunmehr, auch für die Halluzination? Ist es wahr, daß die Halluzinationen Wahrnehmungscharakter haben, daß sie Wahrnehmungstäuschungen sind, oder trifft es zu, daß es unter den mannigfach differenzierten Phänomenen, die man als Halluzinationen zu bezeichnen pflegt, solche gibt, denen der Aktcharakter der Wahrnehmung eignet, so müßte von ihnen gefordert werden, daß sie sich auch darin wie die natürliche Wahrnehmung verhalten, daß dem Halluzinanten seine Wahrnehmungsgegenstände durch verschiedene Sinnesfunktionen gegeben sein können. Wir werden sehen, daß das in der Tat zutrifft, und wir werden weiter sehen, daß das, was bei den

echten Wahrnehmungstäuschungen in Erscheinung tritt, wiederkehrt bei jenen pathologischen Phänomenen, die man als Reflexhalluzinationen, Doppeldenken und Gedankenlautwerden beschrieben hat.

II. Zur Phänomenologie der pathologischen Wahrnehmungstäuschungen.

1. Halluzinationen mit dem Aktcharakter der Wahrnehmung.

Unter dieser Bezeichnung wollen wir solche Wahrnehmungstäuschungen verstehen, in denen neben anderen Eigenschaften, durch die sich ihr Wahrnehmungscharakter kundgibt, jener Tatbestand gegeben ist, den man in der Psychopathologie als Zusammenhalluzinieren der verschiedenen Sinne zu bezeichnen pflegt. Denjenigen, die sich um die Beschreibung der Halluzinationen bemüht haben, ist es nicht entgangen, daß es unter ihnen solche gibt, die sich in mehreren Beziehungen so verhalten wie die Gegenstände der natürlichen Wahrnehmung. So hat man Halluzinationen beschrieben, deren Gegenstände als wirkliche gegeben sind, einen festen Ort im Raum haben, beim Wegwenden des Blickes nicht mehr gesehen werden usw. Aber während man auf solche und andere Analogien mit der natürlichen Wahrnehmung achtete und nach solchen Analogien die Halluzinationen in echte Trugwahrnehmungen und uneigentliche oder Pseudohalluzinationen einteilte, hat man es unterlassen, den Charakter der Halluzinationen als echter Wahrnehmungstäuschungen gerade daran zu demonstrieren, daß dem Halluzinanten sein vermeintlicher Gegenstand durch verschiedene Sinne gegeben sein kann. Man weiß zwar, daß es ein sogenanntes Zusammenhalluzinieren verschiedener Sinne gibt, aber man hat darin eigentlich nichts anderes als ein höchst seltsames Phänomen gesehen, das sein Dasein mehr dem Zufall verdanke und das in keiner Weise zum Wesen der Halluzination gehöre. So weiß z. B. STÖRRING[1], der doch gerade das Verdienst hat, das pathologische Material nach psychologischen Gesichtspunkten geordnet zu haben, darüber nichts anderes zu sagen, als daß das Eintreten von Halluzinationen durch Halluzinationen in einem anderen Sinnesgebiet begünstigt wird. Mit der Verkennung des Wesens unseres Phänomens, in der sich die

[1] Vorlesungen über Psychopathologie S. 38.

Verkennung des Wesens der Wahrnehmung deutlich widerspiegelt, hängt es auch zusammen, daß ihm in der sonst so umfangreichen Literatur über die Halluzinationen nur relativ wenig Beachtung geschenkt worden ist, und daß es da, wo es beschrieben worden ist, zumeist nur nebenbei erwähnt worden ist. Immerhin sind namentlich in der älteren Literatur einige Beobachtungen über Halluzinationen mitgeteilt, an denen das, worauf es uns ankommt, deutlich genug in Erscheinung tritt. Bevor wir sie wiedergeben, beschreiben wir die Halluzinationen eines Kranken, in denen uns selbst vor längeren Jahren zum ersten Male das »Zusammenhalluzinieren der verschiedenen Sinne« entgegentrat.

Der Kranke[1], den wir damals beobachteten, war ein psychologisch und philosophisch gebildeter Mann, der in seinem Benehmen einen vollkommen geordneten Eindruck machte, bei dem aber religiöse Wahnideen vorhanden waren, und bei dem Zustände auftraten, in denen er lebhaft halluzinierte. Dabei hatte er Einsicht in seine Krankheit, er wußte, daß er halluzinierte; aber diese Halluzinationen beurteilte er so, daß sie eine Verfügung Gottes seien, um ihn von seinem Atheismus zu bekehren, ihn zu Gott zurückzuführen. Er erzählte oft, daß ihm Gott oder Engel erschienen seien, und in der Tat fand ich ihn mehrere Male auf den Knieen liegend, in vollkommen verzückter Haltung, im Gebet und im Gespräch mit den himmlischen Erscheinungen. In solchen ekstatischen Zuständen war es nicht möglich, mit ihm in Gedankenaustausch zu treten. Auch sprach er sich über das, was er in diesen Zuständen an himmlischen Erscheinungen gesehen und was Gott zu ihm gesprochen habe, nicht gern aus. Es hing das mit seiner damaligen religiösen Bekehrung zusammen. Aber dieser Kranke hatte nun gelegentlich auch andere Halluzinationen, und diese tauchten zuweilen auf, während wir uns über seine Krankheit oder irgend welche psychologische Fragen unterhielten. Dabei machte sich ihr Dasein in der Regel dadurch bemerkbar, daß er in der Unterhaltung plötzlich stockte, wie fasziniert auf irgend eine Stelle im Zimmer hinschaute, gelegentlich auch

[1] Nach der damaligen Diagnose der psychiatrischen Klinik zu Tübingen wahrscheinlich eine paranoische Form der Dementia praecox. Als ich ihn mehrere Jahre später in der Anstalt Bethel wiedersah, gab er an, nicht mehr zu halluzinieren, erinnerte sich aber der hier beschriebenen Halluzinationen in allen Details.

Abwehrbewegungen machte. Ich pflegte ihn dann zu fragen, was geschehen sei, und er schilderte mir, was er wahrgenommen hatte. Einmal nun, während ich mich mit ihm unterhielt — der Kranke litt öfter an Verdauungsstörungen und hatte einen üblen Geschmack im Munde — verzerrte sich plötzlich sein Gesicht, er machte den Mund weit auf, äußerte laut Ekelgefühle, griff dann mit der Hand hastig in die Gegend des Magens und machte mit ihr eine Bewegung, als packe er etwas und schmeiße es auf den Boden. Und hier sah er nun, wie er bald darauf schilderte, mehrere große Ratten aus seinem Munde herauskommen und dann in der Magengegend wieder verschwinden. Eine dieser Ratten packte er mit der Hand; wie er sie packte, hörte er sie schreien, er schmiß sie dann zu Boden und hatte in der Hand, die er zur Nase führte, den Geruch dieses üblen Tieres.

Ich habe damals nicht alle die Fragen gestellt, die ich heute stellen würde. Aber daran war nicht zu zweifeln, daß dem Kranken die halluzinierten Gegenstände, so die Tiere, zunächst in ihrem ganzen Erscheinungsgehalt wie wirkliche Tiere gegeben waren. So sagte er auch einmal spontan von einem Bären, den er gesehen hatte, daß er es bedaure, nicht Maler zu sein, um dieses prächtige Tier malen zu können. Wir sagten schon, der Kranke wußte, daß er halluzinierte. So wußte er auch unmittelbar nach der Wahrnehmung der Ratten, daß er wieder halluziniert habe. Ratten, so meinte er, können doch nicht aus dem Munde herausfahren und dann wieder im Leibe verschwinden. Er benutzte hier für die Beurteilung der Realität des Wahrgenommenen also logische Kriterien, ähnlich wie ein Kranker, von dem Binswanger[1] berichtet, daß er, um festzustellen, ob er Gehörshalluzinationen habe, auf einen weiten See hinausruderte, auf dem er unerreichbar von den Stimmen wirklicher Menschen war. Aber während der Halluzination, während der Wahrnehmung der Ratten war es ihm zumute, als ob wirkliche Ratten da wären[2]. Und vor allem, worauf es hier ankommt, er fühlte, wie etwas aus seinem Schlunde hinausdrängte; sobald es aus dem Mund hinausgefahren ist, sieht er, daß es Ratten sind; eine der Ratten greift er dann mit

[1] Binswanger, Lehrbuch S. 10, zitiert nach der schönen Arbeit von Jaspers, Zur Analyse der Trugwahrnehmungen. Z. f. d. g. Neur. u. Psych. Bd. VI.

[2] Auf die interessante Tatsache, daß im Urteil die Wirklichkeit abgelehnt wird, während sie im Phänomen enthalten ist, gehen wir bei der Urteilstheorie ein.

der Hand; während er sie drückt, hört er sie schreien und hinterher hat er den Rattengeruch an der Hand. Wir sehen hier also deutlich, daß genau wie in der natürlichen Wahrnehmung das, was getastet wird, auch gesehen, gehört, gerochen wird, daß ihm also ein identischer Gegenstand, hier die Ratte, durch die verschiedenen Sinnesfunktionen zugeht.

Dasselbe zeigt sich in Beobachtungen über Halluzinationen, die Sander und Pick mitgeteilt haben. Beide haben mit ihren Mitteilungen andere Zwecke verfolgt als wir. So wollte Sander an seinem Alkoholdelirenten zeigen, daß ein echtes Trinkerdelirium schon nach kurzen Alkoholexzessen auftreten kann, während Pick mit seinen Beobachtungen einen Beitrag zur Lehre von den sehr interessanten einseitigen Halluzinationen geben wollte.

Bei der einen Kranken von Sander[1] handelte es sich um ein bis dahin nüchternes Mädchen, das sich in einer Nacht stark betrunken hatte. Am folgenden Tage fühlte es sich unwohl, blieb zu Hause, drei Tage später wurde es unruhig und ängstlich und sah allerlei Tiere. Unter anderem sprach die Kranke von einem Hasen, an den sie gestoßen und den sie gesehen habe. Das Delirium lief sehr rasch ab, die Kranke zeigte wieder ein ganz normales Verhalten, blieb aber noch einige Tage in Beobachtung. Sander schreibt nun: »Als ich sie vor ihrer Entlassung noch einmal nach ihrem Delirium fragte und auf den Hasen zu sprechen kam, wiederholte sie das vorher angegebene: als sie am Abend auf einem Stuhl saß und damit schaukelte, kam es ihr vor, als ob ihr Fuß gegen einen weichen Gegenstand stieß. Sie blickte unter den Tisch und sah einen dreibeinigen Hasen, den sie durch die Tür hinauslaufen sah. Dabei hörte sie vor der Tür einen Menschen rufen: »der Hase läuft hier alle Jahre durch«. Während Patientin alle anderen Sinnestäuschungen als solche anerkannte und unbefangen darüber lachte, behauptet sie ganz fest, den Hasen wirklich gesehen zu haben, obgleich sie selbst die Unwahrscheinlichkeit, einen Hasen in der Charité zu sehen, einräumte. Sie meinte, wahrscheinlich habe ihn jemand in das Zimmer hineingelassen.«

Bei dieser Halluzination tritt also dasselbe in Erscheinung wie

---

[1] Sander, Zwei Fälle von Delirium potatorum, Arch. f. Psychiatrie, I. Bd.

in der von uns mitgeteilten Beobachtung. Genau wie dort der Halluzinant etwas im Schlunde fühlt, das sich dann beim Hinsehen als Ratte erweist, so fühlt diese Kranke zunächst mit dem Fuße etwas Weiches unter dem Tisch. Was dies Weiche im einzelnen ist, ist ihr noch nicht gegeben. Es geht ihr damit wie uns, wenn wir unter dem Tisch etwas Weiches tasten. Es könnte auch ein anderes Tier, ein Hund oder eine Katze sein. Und dies, was ihr tastend als etwas Weiches gegeben ist, erweist sich beim Hinsehen genauer als Hase, und sie hört dann obendrein Worte, die auf dieses Tier Bezug haben. Man würde also den Tatbestand ganz falsch beschreiben, wenn man sagen würde, die Kranke hat eine Tasthalluzination und obendrein noch eine Gesichtshalluzination. Nein, so wenig ich zwei Wahrnehmungen mache, wenn ich die Tischfläche vor meinen Augen mit der Hand berühre, ebensowenig hat der Kranke zwei Halluzinationen, wenn er das, was er tastet, auch sieht. Der Kranke nimmt tastend wahr, wenn auch nur vermeintlich, und zwar ein weiches Ding, und weil weiche Dinge nicht nur getastet, sondern auch gesehen werden können, so sieht er auch das, was er vorher getastet hat.

In diesem Fall von Sander wird ein Gegenstand wahrgenommen, der auch in der natürlichen Wahrnehmung gegeben sein kann. Anders in der Beobachtung von Pick. Hier nimmt der Halluzinant einen Teufel wahr. Einen Teufel bekommen wir nicht zu sehen. Aber wir kennen ihn, wir haben die Bedeutungseinheit Teufel. Zu ihr gehört etwa, daß er von einer anderen Welt ist, daß er übermenschliche Kräfte hat, daß er ein Gott und dem frommen Menschen feindliches Wesen ist. Er wird auch so gedacht, daß da, wo er erscheint, nicht in einer durch das Gesicht wahrnehmbaren Gestalt zu erscheinen braucht, sondern der Mensch kann ihn vernehmen durch etwas, was von dem Teufel ausgeht, dadurch, daß er spukt, einen zwickt, Schwefelgeruch um sich verbreitet usw. Nun nehmen wir an, jemandem erscheine halluzinatorisch der Teufel. Erscheint er in Menschen- oder Tiergestalt, so wird im Fall einer Halluzination mit dem Aktcharakter der Wahrnehmung der Teufel nicht nur gesehen, sondern auch anders wahrgenommen werden können. Desgleichen, wird seine Selbstgegenwart etwa dadurch vernommen, daß der Halluzinant ihn spuken hört, so wird er, wenn es zur Bedeutungseinheit Teufel gehört, daß er Schwefelgestank um sich verbreitet und den Menschen zwickt, ihn



auch riechend vernehmen und ihn an seinem Körper verspüren können. So in der Beobachtung von PICK[1]. PICK berichtet von einem religiös-paranoischen Kranken, der die Stimme des Teufels hört: »rieche zu deiner Hand«. Und schon fühlt der Kranke, wie die Hand bis zum Gelenke brennt, als sei sie in Feuer getaucht, und sie riecht nach Schwefel. Ein anderes Mal hört der Kranke, wie es hinter ihm spukt, und da riecht die Milch, die er gerade und wirklich trinkt, nach Schwefel.

Diese kurze Mitteilung ist außerordentlich lehrreich. Wir können an dieser Stelle, wo es sich um eine reine Beschreibung handelt, nicht auf die Morphologie der Halluzinationen eingehen. Aber es sei gestattet, darauf hinzuweisen, wie man ein solches Halluzinieren in verschiedenen Sinnesgebieten bisher zu interpretieren pflegte. Wenn jemand halluzinatorisch etwas hört, fühlt und riecht, so hat man, wie wir schon früher sagten, das »Zusammenhalluzinieren der verschiedenen Sinne« als etwas höchst merkwürdiges, als eine zufällige Koinzidenz angesehen. Und diejenigen, die die physiologische Hypothese machen, daß die Halluzinationen zentral erregte Empfindungen seien, und daß ihnen eine Steigerung der Reizbarkeit der Hirnrindenzentren zugrunde liegt, nehmen an, daß bei Halluzinationen in mehreren Sinnesgebieten die gesteigerte zentrale Reizbarkeit nicht nur für das eine Sinnesgebiet besteht, sondern daß sich hier der physiologische Krankheitsprozeß über mehrere Sinneszentren ausgebreitet habe. Also vom Zufall der Lokalisation des kortikalen Krankheitsprozesses wird hier das Halluzinieren in verschiedenen Sinnesgebieten abhängig gemacht. So schließt denn auch PICK seine lehrreichen Beiträge mit dem Satz: »Bemerkenswert erscheint, daß gerade in jenen drei Sphären Halluzinationen zur Beobachtung kamen, deren Territorien in der Rinde aneinander grenzen«. Solche Hypothesen kann man natürlich nur so lange aufstellen, als man die Halluzinationen als Sinnestäuschungen und nicht als Wahrnehmungstäuschungen betrachtet, solange man Wahrnehmung mit Sinnesempfindung identifiziert und nicht sieht, daß der in der Wahrnehmung gegebene Gegenstand uns durch verschiedene Sinnesfunktionen zugehen kann. Die physiologische Hypothese (es gibt psychologische

---

[1] PICK, Beiträge zur Lehre von den Halluzinationen, Neurolog. Zentralbl. 1892.

Hypothesen, die ihr verwandt sind) bleibt dann auch die Antwort auf die Frage schuldig, wie es kommt, daß die Tasthalluzination oder die Geruchshalluzination sich gerade und nur in dem Augenblick einstellt, wo halluzinatorisch das Spuken gehört wird und darin dem Halluzinanten der Teufel gegeben ist. Denn daß gerade in diesem Augenblick das Tastzentrum in gesteigerte Reizbarkeit geriet, während es sonst normal funktioniert, ist doch eine wenig befriedigende Annahme.

Demgegenüber meinen wir, daß man nur auf den Tatbestand hinzusehen braucht, wie er gegeben ist, und daß man dann, ohne auf hypothetische Konstruktionen angewiesen zu sein, jenes Band erkennen wird, das die verschiedenen Sinnesfunktionen zusammenhält, jenen Faktor, der uns das Halluzinieren in den verschiedenen Sinnen begreiflich macht. Wir wiederholen den einfachen Satz: wenn ich einen Stuhl sehe, so kann ich ihn auch tasten, weil mir in der Wahrnehmung eben ein Stuhl gegeben ist. So auch bei den echten Wahrnehmungstäuschungen, den Halluzinationen mit dem Aktcharakter der Wahrnehmung. Im Spuken, das der Halluzinant hört, ist ihm ein Teufel gegeben, und weil es zur Bedeutungseinheit Teufel gehört, daß er Schwefelgestank um sich verbreitet, so wird er auch riechend wahrgenommen oder so schmeckt die Milch, die gerade getrunken wird, nach Schwefel. Dieselbe Bedeutungseinheit geht dem Halluzinanten also durch verschiedene Sinnesfunktionen zu, wir können auch sagen, der Wahrnehmungsakt greift durch die verschiedenen Sinnesfunktionen durch.

Man sieht, wie unter der von der natürlichen Wahrnehmung her gewonnenen Perspektive die Halluzination, insbesondere das Halluzinieren in verschiedenen Sinnesgebieten in neuer Beleuchtung erscheint. Das teilt also die Wahrnehmung des Halluzinanten mit der natürlichen Wahrnehmung, daß derselbige Gegenstand, derselbe Bedeutungsgehalt durch verschiedene Sinnesfunktionen gegeben sein kann. Uns sind in der natürlichen Wahrnehmung wirkliche Dinge gegeben. Sehend etwa nehme ich einen Menschen wahr, und ich würde ihn nicht wahrnehmen, wenn er nicht da wäre. So richten sich unsere Wahrnehmungen nach den wirklichen Gegenständen, sie geben uns die Dinge, die da sind und wie sie sind. Das ist bei dem Halluzinanten anders. Im Spuken vernimmt der Halluzinant den

Teufel, wie ich etwa im Klopfen an der Tür einen Menschen vernehme. Aber der Halluzinant nimmt nur vermeintlich wahr, er täuscht sich über das Dasein des Teufels. Das ist eben sein Halluzinieren, das pathologische, und es fragt sich, wie ist das verständlich zu machen. Aber hat der Halluzinant nun einmal das Spuken eines Teufels gehört, liegt eine echte Wahrnehmungstäuschung vor, so ist es nun auch möglich, daß ihm das Wahrgenommene noch durch andere Sinnesfunktionen zugehen kann. Was er noch sehend oder tastend oder riechend wahrnehmen kann, das hängt natürlich von dem Gegenstand seiner Wahrnehmung, in unserem Fall von der Bedeutungseinheit Teufel ab. Sein Tastzentrum mag sich im Zustand gesteigerter Reizbarkeit befinden oder nicht, er würde nicht den brennenden Schmerz in der Hand fühlen, die Milch würde nicht nach Schwefel riechen, wenn es nicht zur Bedeutungseinheit Teufel gehörte, daß er den Menschen am Leibe zwickt und Schwefelgestank um sich verbreitet. So werden wir, falls es sich um echte Wahrnehmungstäuschungen handelt, nicht mehr die Frage stellen, wie sie bisher gestellt worden ist, wie es kommt, daß der Halluzinant den Teufel nicht nur sehen, sondern auch hören, tasten, riechen kann, sondern die Frage lautet, wie ist es möglich, daß jemand einen Teufel wahrnimmt, ohne daß ein wirklicher Teufel da ist. Diese Frage, die zusammenfällt mit der Frage nach dem Aufbau der natürlichen Wahrnehmung, die uns wirkliche Dinge gibt, und der pathologischen Wahrnehmungstäuschung, die ihren Gegenstand vortäuscht, kann aber hier keine Beantwortung finden: sie soll uns im morphologischen Teil beschäftigen.

2. Reflexhalluzinationen.

Unter Reflexhalluzinationen, ein Wort, das, wenn wir gut unterrichtet sind, zum ersten Mal von Kahlbaum gebraucht wurde, verstehen die Psychiater in der Regel dies, daß eine Halluzination in irgend einem Sinnesgebiet durch einen Eindruck in einem anderen Sinnesgebiet ausgelöst wird. Dabei pflegt man zur Veranschaulichung an solche normalen Phänomene zu erinnern, daß, wenn man das Miauen einer Katze hört, das »Bild« einer Katze auftaucht. Es ist bekannt, daß es Psychologen gibt, die der Meinung sind, daß in solchem Fall eine »Gehörsempfindung« assoziativ das Gesichtsbild

nach sich zieht, und daß dies unerläßlich ist, da uns das Miauen sonst überhaupt nicht als das Miauen einer Katze gegeben wäre. Denkt man sich nun weiter, daß das Gesichtsbild der Katze (infolge gesteigerter Reizbarkeit der zentralen Sinnesflächen) halluzinatorische Deutlichkeit und Lebhaftigkeit erhält, so wäre der Tatbestand der Reflexhalluzination gegeben — und zugleich verständlich gemacht. Eine Reflexhalluzination liegt auch in solchem Fall vor, wo jemand in einem Buch liest und er nun halluzinatorisch eine Stimme hört, die ihm das Gelesene nachspricht. Denn auch hier wird von einer Wahrnehmung her und zwar einer Gesichtswahrnehmung eine Halluzination in einem anderen Sinnesgebiet »ausgelöst«. Von Reflexhalluzinationen wird endlich gelegentlich auch da gesprochen, wo es nicht von einer Wahrnehmung her zur Halluzination in einem anderen Sinnesgebiet kommt, sondern wo umgekehrt von einer Halluzination her eine Halluzination in einem anderen Sinnesgebiet ausgelöst oder eine Wahrnehmung halluzinatorisch gefälscht wird. Ein Beispiel hierfür entnehmen wir aus der Arbeit von Kahlbaum[1]. Ein Kranker hört Kanonenschüsse, und einmal, als er sich mit seinem Wärter im Freien befand, von wo aus er den Kirchturm der benachbarten Stadt sah, rief er: »Hört Ihr, wie die Kanonen schießen, sie schießen nach dem Kirchturm, da, ein Schuß, da noch einer; nun ist der Kirchturm heruntergeschossen, seht, wie er fällt.«

Es ist natürlich, daß die Assoziationspsychologie und ihr verwandte psychologische Richtungen, die den Wahrnehmungsakt nicht kennen und versuchen, das, was uns in der Wahrnehmung gegeben ist, auf Empfindungen und reproduzierte Empfindungen zurückzuführen, nicht anstehen werden, auch die beiden letzten Beispiele von Halluzinationen nach demselben Prinzip — also rein assoziationspsychologisch, eventuell mit Zuhilfenahme einer gesteigerten Reizbarkeit der Sinneszentren — zu begreifen. Demgegenüber meinen wir, daß ein solcher assoziationspsychologischer Erklärungsversuch nicht möglich ist, und daß die genannten Phänomene erst dadurch verständlich werden, daß wir sie wieder unter der Perspektive der natürlichen Wahrnehmung betrachten und uns klar machen, daß ihnen mit den im vorigen Kapitel besprochenen Halluzinationen das ge-

---

[1] Kahlbaum, die Sinnesdelirien. Allgem. Z. für Psych. Bd. XXIII.

meinsam ist, daß ein Bedeutungsgehalt den Kranken wiederum durch eine andere Sinnesfunktion zugeht. Um uns das klar zu machen, wählen wir das von Kahlbaum mitgeteilte Beispiel. Auf jenes pathologische Phänomen, daß jemand eine Stimme hört, die ein Gelesenes nachspricht, kommen wir im nächsten Kapitel zu sprechen.

Wir sahen bei unserem Kranken, der im Spuken einen Teufel vernahm, daß es die Bedeutungseinheit Teufel war, die ihm durch verschiedene Sinnesfunktionen zuging. Betrachten wir unter demselben Gesichtspunkt dies, daß jemand halluzinatorisch Kanonenschüsse hört und sieht, wie der Kirchturm einstürzt, so will es uns scheinen, daß es auch hier ein Bedeutungsmäßiges ist, das dazu führt, daß sich an die Halluzination in dem einen Sinnesgebiet eine Halluzination in einem anderen anschließt.

Im Schießen der Kanonen, diesem Phänomen, ist uns etwas gegeben, es bedeutet uns etwas, es zeigt uns etwas an. Was es uns anzeigt, braucht nicht immer dasselbe zu sein. Wir können darin eine Schlacht oder den Beginn einer Schlacht vernehmen. Als ich Schulknabe war und in der Nähe der Elbe wohnte, zeigte mir das Hören von Kanonenschüssen zur Zeit der winterlichen Nordweststürme Hochwasser an, die Gefahr, daß das Wasser der Elbe in die niedrig gelegenen Häuser der armen Leute eindringen könne. Das wurde von uns unmittelbar darin vernommen. Im Kanonenschießen kann aber auch dies vernommen werden — und das liegt wesentlich darin — daß etwas zerstört wird, daß sich eine Kraft richtet gegen Menschenleben oder Häuser und Städte. So wie uns im Straßenverkehr der modernen Stadt, in der die Automobile durcheinander sausen, im Hören eines puffartigen Knalls das Platzen eines Pneumatik gegeben ist oder sein kann, oder wie uns, wenn wir in einem Hause einen Pistolenschuß hören, darin gegeben ist oder gegeben sein kann etwas Lebenzerstörendes, daß jemand eine Waffe gegen sich oder einen anderen gerichtet hat, so kann im Schießen der Kanonen das Schießen nach und das Niederschießen von Häusern und Kirche gegeben sein. Weshalb unser Halluzinant Kanonenschießen hört, diese Frage beschäftigt uns hier nicht. In unserem Zusammenhang wollen wir verstehen, wie die Halluzination in dem einen Sinnesgebiet eine Halluzination in einem anderen nach sich zieht. Und darauf müssen wir die Antwort geben, unserem Kranken ist in seinem halluzinatorischen

Hören ein bestimmtes Etwas gegeben, das Niederschießen einer Kirche. Daß ihm gerade dies gegeben ist, eben das Schießen nach einem bestimmten Gegenstand, einer Kirche, das mag gern bestimmt sein durch die zufällige Wahrnehmung derselben. Würde er draußen auf dem Felde etwas anderes gesehen haben, z. B. einen Luftballon, so wäre ihm im Hören wahrscheinlich das Schießen nach diesem Gegenstand gegeben. Aber das ist ja ganz unwesentlich, ob er sieht, wie ein Haus oder ein Ballon niedergeschossen wird. Wir müssen also sagen, unser Halluzinant macht eine Wahrnehmung, er vernimmt im Hören ein Niederschießen, und das, was er darin vernimmt, geht ihm zu durch eine andere Sinnesfunktion. Wir dürfen kurz sagen, unser Halluzinant sieht, was er hört. Damit ist die Reflexhalluzination zurückgeführt auf einen Zusammenhang der Funktionen, wie er für die natürliche Wahrnehmung gilt.

Dasselbe, was sich hier bei den Reflexhalluzinationen zeigt, tritt endlich wiederum in Erscheinung bei jenen Phänomenen, die man als Gedankenlautwerden und Doppeldenken bezeichnet hat.

3. Gedankenlautwerden.

Meynert und ihm folgend Störring haben mit Recht hervorgehoben, daß ein wahnhaftes und halluzinatorisches Gedankenlautwerden unterschieden werden müsse. Von einem echten halluzinatorischen Lautwerden der Gedanken darf man in einem solchen Fall sprechen, wo jemand eine Stimme hört, die ihm das, was er denkt, zuruft. Ein Beispiel dafür entnehmen wir der Arbeit von Cramer[1]. Cramer beschreibt einen Geistlichen, der Stimmen hört, die ihm laut in die Ohren rufen, dies und jenes erzählen, »als ob sie vergangene Erlebnisse besprächen, aber nur dann, wenn man daran denkt. Sie sprechen die fortschreitende Gedanken- und Herzensgeschichte jedes Tages richtig aus, mit der Wirklichkeit und Vergangenheit auf das wahrhaftigste übereinstimmend«.

Der Geistliche hört also eine Stimme, die ihm die vergangenen Erlebnisse erzählt, an die er gerade denkt. Dabei ist der Tatbestand, wie aus seinen Aufzeichnungen hervorgeht, nicht so, als wenn er es

---

[1] Cramer, Die Halluzinationen im Muskelsinn bei Geisteskranken und ihre klinische Bedeutung. 1889.

selbst wäre, der denkt und der das, was er denkt, noch einmal von der Stimme zu hören bekomme. Vielmehr besteht bei ihm nur eine allgemeine Richtung seiner geistigen Aufmerksamkeit auf sein vergangenes Leben, und die Stimme verhält sich zu ihm gleichsam so, als erzähle sie ihm aus seinem vergangenen Leben. Nun denken wir uns, jemand denke irgend etwas, z. B. $a^2 = b^2 + c^2$, und während er dies denkt, hört er eine Stimme, die dasselbe sagt, was er denkt. Was er hier denkt, wird ihm also durch die Stimme gleichsam noch einmal gegeben. Oder jemand liest oder schreibt einen Brief und während des Lesens hört er eine Stimme, die das, was gedruckt oder geschrieben steht, ihm vor- oder nachspricht. Hier ist jener Tatbestand gegeben, den man als Doppeldenken bezeichnet hat.

Aber hierbei ist folgendes zu beachten. Die gedruckten oder geschriebenen Wörter, die wir sehen, sind uns ja gar nicht als reine Sehinhalte gegeben, sondern sie bezeichnen, bedeuten etwas, und unmittelbar gegeben sind uns ihre Bedeutungen genau so, wie uns beim verständnisvollen Anhören einer Rede das von dem Redenden Gemeinte, der Sinn seiner Worte, ihr Bedeutungsgehalt unmittelbar gegeben ist. Wenn nun ein Kranker liest, ihm also der Bedeutungsgehalt der gedruckten Wörter zugeht, und er halluzinatorisch eine Stimme hört, die das, was im Buch steht, laut vor- oder nachspricht, so mag man in der Annahme, daß derselbe Gedanke hier gewissermaßen doppelt gegeben sei, einmal durch das Gelesene und obendrein durch das Gehörte, solchen Tatbestand weiter als Doppeldenken bezeichnen, nachdem sich nun einmal diese Bezeichnung dafür eingebürgert hat. Aber eigentlich ist hier nicht der Gedanke verdoppelt, sondern nur das Mittel, durch das er dem Kranken zugeht. Ein und derselbe Bedeutungsgehalt kann uns ja auf ganz verschiedene Weise zufließen. Erstens durch verschiedene Sinnesfunktionen und zweitens durch verschiedene Inhalte einer und derselben Funktion. Der Bedeutungsgehalt einer g e h ö r t e n Rede kann mir durch die S e h - f u n k t i o n zugehen, wenn ich diese Rede gedruckt lese; ebenso, derselbe Bedeutungsgehalt geht mir durch dieselbe Funktion, aber ganz verschiedene Inhalte zu, wenn jemand, um ein Beispiel von URBANTSCHITSCH[1] zu gebrauchen, zu mir sagt Vater oder père. Liest jemand

[1] Die wichtigen Beobachtungen von URBANTSCHITSCH, aus denen ja der Zusammenhang der Funktionen widerspruchsfrei hervorgeht, sollen zum Gegenstand

in einem Buch und hört er Worte, die dasselbe bezeichnen wie das Gelesene — und so ist doch der Tatbestand — so fließt ihm also der Bedeutungsgehalt der gesehenen Wörter zugleich zu durch eine andere Funktion, durch ein Hören. Und es ist nicht der Gedanke, richtiger der Bedeutungsgehalt, der hier verdoppelt ist. Er ist dem Kranken so wenig zweimal gegeben, wie mir in der natürlichen Wahrnehmung der Tisch, den ich sehe und taste.

Wir sagten oben, daß die Stimme dem Kranken vor- oder nachspricht. Dabei richtet sich aber die Stimme danach, ob der Kranke liest oder schreibt. Liest er, so pflegt die Stimme ihm nachzusprechen, schreibt er, so ist es die Regel, daß ihm das, was er schreibt, vorgesprochen wird. Es ist dieser Tatbestand verständlich, weil wir beim Lesen den Bedeutungsgehalt aus dem Gedruckten erst entnehmen, während wir beim Schreiben unsere Gedanken niederschreiben. Es kommt gelegentlich aber auch vor, daß die Stimme dem Kranken vorliest. Das ist der Fall bei einem Kranken, den BECHTEREW[1] beobachtet hat. In der von BECHTEREW mitgeteilten Krankengeschichte heißt es[2]:

»Beim Stehen in der Kirche hört der Kranke nicht selten eine singende Stimme, die im voraus das singt, was vom Chor gesungen wird. Geht der Kranke auf der Straße und sieht z. B. ein Schild, so lese ihm die Stimme vor, was auf dem Schilde steht. Der Kranke behauptet, daß nicht er es sei, der lese, da er zuweilen gar nicht an das Schild denkt, und trotzdem wird ihm von der Stimme der Inhalt des Schildes vorgelesen. Erblickt er in der Ferne irgendeinen Bekannten, so rufe die Stimme ihm sofort, gewöhnlich schon bevor er noch an die betreffende Person denke, zu: ‚sieh, da geht der und der.' Zuweilen hat der Kranke gar nicht die Absicht, die Vorbeigehenden zu beachten, die Stimme aber zwingt ihn, durch

---

einer besonderen Untersuchung gemacht werden. Es soll darin der Versuch gemacht werden, die von U. entdeckte gegenseitige Beeinflussung der Funktionen durch Zuhilfenahme des Wahrnehmungsaktes zu verstehen. Voraussetzung dafür ist, daß z. B. den einzelnen Farben ein von allen Assoziationen unabhängiger Bedeutungsgehalt zugesprochen werden darf, wie das neuerdings KANDINSKY in seiner Abhandlung »Über das Geistige in der Kunst« getan hat.

[1] BECHTEREW, Über das Hören der eigenen Gedanken. Archiv f. Psychiatrie. Bd. 301.

[2] Zitiert nach STÖRRING.

ihre Auslassungen über sie, ihnen seine Aufmerksamkeit zu schenken. Liest der Patient ein Buch, so wiederholt die Stimme das Gelesene. Sieht der Patient ins Buch, ohne zu lesen, so wird ihm von der Stimme vorgelesen.«

An diesem »Hören der eigenen Gedanken« ist zunächst das merkwürdig, daß die Stimme dem Patienten vorliest, während er in das Buch sieht, ohne selbst zu lesen, und in gleicher Weise dies, daß die Stimme ihm den Namen eines Bekannten zuruft, während er an ihm achtlos vorübergeht. Aber wir brauchen nur auf bekannte Vorgänge des normalen Seelenlebens hinzuweisen, um dem Fall BECHTEREWS dasjenige zu nehmen, was uns an ihm besonders rätselhaft erscheint und ihn von den bisher besprochenen Phänomenen trennt.

Auch uns begegnet es, daß wir auf der Straße an einem Bekannten vorübergehen, und daß uns erst eine Zeitspanne danach zum Bewußtsein kommt: eben ging Herr X an uns vorüber. Ja es kann uns passieren, daß wir beim Vorübergehen an einem Bekannten eine Grußbewegung machen, die in ihrer Form an den Bekannten angepaßt ist, je nach ihm salopp oder ehrerbietig ist, und daß wir doch erst hinterher das Bewußtsein davon haben, wen wir gegrüßt haben. Unsere Grußbewegungen sind also so, als ob wir den Vorübergehenden bemerkt, ihn in seiner Individualität von anderen unterschieden hätten. Es tritt hier also ein motorischer Automatismus ins Spiel, und es ist so, als wenn unser Körper früher unterscheidet als unser Geist. Aber wenn man diesen Sachverhalt nicht zugeben wollte, so gibt es genug Tatsachen, die zeigen, daß uns die Bedeutung eines Gesehenen oder Gehörten gelegentlich erst nachträglich zum Bewußtsein kommt. Jeder von uns hat das erlebt, daß jemand an uns, während wir gedanklich anderweitig beschäftigt sind, eine Frage richtet, wir antworten nicht, und nach einiger Zeit antworten wir, und zwar geben wir eine Antwort auf die Frage. Das Erlebnis, das wir hier meinen, ist nicht so, daß wir mit der Frage des anderen schon die Bedeutung des Gehörten erfaßt hätten und nun einfach unsere Antwort zeitlich hinausschieben. Der Tatbestand ist ganz anders: daß man mich gefragt hat und um was man mich gefragt hat, also der Bedeutungsgehalt dessen, was der andere sagte, kommt mir erst später, oft erst nach einer recht langen Zeitstrecke, zum Bewußtsein. Und dann beantworte ich die Frage.

Wir brauchen dafür keine weiteren Beispiele zu bringen. Man wird zugeben, daß es das gibt, daß uns die Bedeutungen von irgendwelchen Seh- und Hörinhalten erst nachträglich zum Bewußtsein kommen. Und damit bleibt aus der Beobachtung Bechterews eigentlich nur das zurück, was uns schon bei dem Phänomen des »Lautwerdens der Gedanken« beim Lesen und Schreiben begegnet ist. Was ihm durch Sehinhalte gegeben ist, geht ihm halluzinatorisch durch gehörte Worte zu. Nur daß ihm, wenn er an einem Bekannten vorübergeht, die Stimme den Namen des Bekannten oder solche Worte »da ging eben Herr X vorüber« erst in dem Augenblicke zuruft, wo ihm die Bedeutung des Gesehenen zugeht. Auf gleicher Stufe steht das andere Phänomen, daß er erst nach einiger Zeit hört, was auf dem Straßenschild gestanden ist, das er in Gedanken versunken gesehen hatte. Endlich auch jener Tatbestand, daß er in der Kirche eine Stimme hört, die im voraus singt, was nachher vom Chor gesungen wird. Nur müssen wir hier annehmen, daß er vor dem Singen des Chors ein Wissen hat von dem, was gesungen wird. Woher dieses Wissen stammt, ist nicht mit Sicherheit zu sagen. Es wäre denkbar, daß der Gottesdienst durch einen ihm aus der Erfahrung bekannten Gesang eingeleitet oder beendigt wird. Es ist auch denkbar, daß in der Kirche die Gesänge, die gesungen werden, auf aushängenden Tafeln mit den Nummern des Gesangbuches angegeben waren. Und jemand, der in seinem Gesangbuche gut Bescheid weiß, kann wissen, daß Nummer x etwa »Lobe den Herren« anzeigt. Dann würde also die gesehene Nummer ihm das gleiche geben wie die im Gesangbuch gedruckten Verse. Würde unser Kranker im Gesangbuch lesen und ihm der identische Bedeutungsgehalt des Gesehenen halluzinatorisch durch eine andere Sinnesfunktion, die Hörfunktion, zugehen, so wäre also der gleiche Tatbestand gegeben wie bei den oben beschriebenen Phänomenen. Hier aber scheint es so zu sein, daß er entweder weiß, was nachher gesungen wird, oder daß sich der Bedeutungsgehalt des Gesehenen auf Zahlsymbolen aufbaut. Daß das eine Zahl leisten kann, daß ihm durch sie dasselbe zugeht wie durch die gelesenen Wörter »Lobe den Herren«, ist natürlich durch die Erfahrung des Kranken bedingt. Aber das ist ganz unwesentlich. Wesentlich für uns ist dies, daß ihm der Bedeutungsgehalt eines irgendwie Gesehenen durch eine andere Sinnesfunktion zugeht.

Überblicken wir die besprochenen pathologischen Phänomene, das sogenannte Zusammenhalluzinieren der verschiedenen Sinne, die Reflexhalluzinationen, das Gedankenlautwerden, so glauben wir, daß wir bei ihrer Beschreibung und Analyse nicht dogmatisch verfahren sind, daß wir in sie nichts hineingetragen haben, was in ihnen selbst nicht gegeben war, daß wir das so wenig getan haben wie bei der Beschreibung der natürlichen Wahrnehmung, wenn wir sagten, ein und derselbe identische Gegenstand kann uns durch verschiedene Funktionen gegeben werden.

In der Wahrnehmung ergreifen wir die Dinge selbst, und nur weil wir das tun, können wir sie, je nach ihrer Beschaffenheit, nicht nur sehen, sondern auch hören, tasten, riechen und schmecken. Ebenso der Halluzinant in seiner vermeintlichen Wahrnehmung. Der Halluzinant nimmt wahr. Nimmt er eine Ratte wahr, so ist ihm eben eine Ratte gegeben, und weil ihm dies Tierchen gegeben ist, so kann er es nicht nur sehen, sondern auch mit der Hand packen und hören, wie das Tierchen schreit, wenn es zwischen der Hand gedrückt wird. So erweist sich die echte Halluzination als Wahrnehmungstäuschung, und es ist der Wahrnehmungsakt, der genau wie in der natürlichen Wahrnehmung durch die verschiedenen Funktionen hindurchgreift und es uns verständlich macht, wie dem Halluzinanten seine Wahrnehmungsgegenstände durch alle Funktionen zugehen können. Dieselbe Gesetzmäßigkeit, die sich bei der Analyse jener Phänomene zeigte, die wir zunächst als Halluzinationen mit dem Aktcharakter der Wahrnehmung beschrieben haben, kehrte aber auch wieder bei der Reflexhalluzination und den verschiedenen Formen des Gedankenlautwerdens. So mannigfach differenziert diese pathologischen Phänomene im einzelnen sind, wesentlich für sie alle ist dies, daß ein identischer Bedeutungsgehalt dem Halluzinanten durch verschiedene Funktionen zugeht.

Die Psychologie, die den Wahrnehmungsakt nicht kennt, und für die Wahrnehmung nichts anderes ist als ein Komplex von Sinnesempfindungen und assoziierten, reproduzierten Empfindungen, die durch die einzelnen Sinnesorgane vermittelt werden und früher vermittelt wurden, und für die die Halluzinationen »zentrale« Empfindungen sind, die kann den Tatsachen, die wir kennen gelernt haben, nicht gerecht werden. Sie kann uns nicht begreiflich machen, warum

der Halluzinant in dem Augenblicke Schwefel riecht, wo er im Hören das Spuken, den Teufel vernimmt. So bleibt dann nichts anderes übrig, als den Zusammenhang der Funktionen, wie er auch in den Halluzinationen zutage tritt, dadurch begreiflich zu machen, daß man zu physiologischen Hypothesen greift und hier obendrein auf den Zufall rekurriert. Bei den Halluzinationen befinden sich die Sinneszentren im Zustand gesteigerter Reizbarkeit. Hat jemand nicht nur Gesichtshalluzinationen sondern auch Gehörshalluzinationen, wie jener Kranke, der die Ratte schreien hört, so kommt das daher, daß die gesteigerte Reizbarkeit sich nicht nur über das optische sondern auch das akustische Zentrum erstreckt. Also vom Zufall der Ausbreitung der Krankheit wird jener Tatbestand abhängig gemacht[1].

Es dürfte wohl deutlich geworden sein, daß hier kein Zufall, sondern eine Gesetzmäßigkeit herrscht, die in gleicher Weise für die natürliche Wahrnehmung wie für die echten Halluzinationen gilt, und die sich darum als Wahrnehmungstäuschungen erweisen. Unter der Perspektive der natürlichen Wahrnehmung gesehen, nehmen sich so die pathologischen Phänomene, die wir kennen gelernt haben, anders aus, als man sie bisher zu sehen pflegte, wie umgekehrt das Wesen der Wahrnehmung durch sie beleuchtet wird. Wahrnehmungen machen ist eben etwas ganz anderes als Empfindungen haben, die durch unsere peripheren Sinnesorgane und Sinneszentren vermittelt werden, auch wenn diese Empfindungen mit früheren Empfindungen derselben oder anderer Sinnesorgane hundertfältige Verbindungen eingehen. Bergson sagt einmal, an sich wäre es nicht undenkbar, daß wir ohne alle Sinnesorgane wahrnehmen könnten. Nun, unsere Wahrnehmungen erfolgen durch das Mittel der Sinnesorgane. Aber wir werden später bei dem Versuch, die Struktur der natürlichen Wahrnehmung und der pathologischen Wahrnehmungstäuschung aufzuzeigen, Tatsachen kennen lernen, die uns zeigen, daß die Wahrnehmung uns in jedem Akte unendlich viel mehr gibt, als unsere Sinnesorgane zu leisten vermögen, und daß sie in diesem Sinne sich als Grenzfall darstellt einer Wahrnehmung, die ohne Sinnesorgane erfolgt.

---

[1] Siehe dazu Störring, Vorles. üb. Psychop. S. 45 unten und 46.

4. Bemerkungen zur Illusion.

Es ist bekannt, daß von vielen Psychologen gerade die pathologische Illusion als ein Beispiel dafür angeführt wird, daß das, was in der Pathologie vorkommt, sich auch im normalen Seelenleben findet, und daß das Pathologische sich nur gradweise von dem normalen unterscheidet. In der natürlichen Wahrnehmung, sagt man, stecken immer irgendwelche Gedächtniselemente, subjektive Elemente, reproduzierte Empfindungen, und die Illusion unterscheidet sich von der natürlichen Wahrnehmung nur dadurch, daß bei ihr die sogenannten subjektiven Elemente an Zahl mehr vorhanden sind als in der natürlichen Wahrnehmung.

Typisch ist für die Illusion, daß sie an irgend einem wahrgenommenen Gegenstand, richtiger an wirkliche Seh- oder Hörinhalte anknüpft, und daß in den wahrgenommenen Gegenstand Teile hineingesehen oder hineingehört werden, an ihm etwas gesehen oder gehört wird, was wirklich nicht vorhanden ist, oder auch an ihm etwas nicht gesehen oder gehört wird, was an ihm wirklich vorhanden ist. Solche Fälschungen der Wahrnehmung aber, sagt man, gibt es auch im normalen Seelenleben genug. Solche typischen Fälle von Illusionen, die sich in nichts von der pathologischen Illusion unterscheiden, sind z. B. das Übersehen der Druckfehler beim Lesen oder dies, daß man in der Dunkelheit durch den Wald geht, einen Baumstamm für einen Menschen hält, in diesen Baumstamm einen Menschen hineinsieht.

Wir gehen an dieser Stelle nicht auf die Struktur der Illusion ein, noch weniger auf jene Theorie, die den Wesensunterschied von Wahrnehmung und Illusion dadurch aufhebt, daß sie behauptet, zwischen beiden bestehe nur ein Gradunterschied. Das soll erst später geschehen, wenn wir von der Assimilationstheorie der pathologischen Wahrnehmungsfälschungen handeln. Wir wollen hier auch keine erschöpfende Beschreibung der Illusionen geben, zumal wir dann vieles wiederholen müßten, was schon von anderer Seite gesagt worden ist. Nur auf die genannten Beispiele soll hier eingegangen werden, um zu zeigen, daß es sich dabei eigentlich überhaupt nicht um Illusionen handelt.

Zunächst das Beispiel vom Übersehen der Druckfehler. Wenn hier gesagt wird, daß an Stelle wirklich vorhandener Buchstaben andere

gesehen werden, so glauben wir, daß man den Tatbestand nicht richtig beschreibt. Gewiß, über die Druckfehler eines Buches lese ich leicht hinweg. Aber wenn der Druckfehler etwa darin besteht, daß an Stelle des richtigen Buchstaben e ein a steht, so sehe ich beim Lesen nicht e statt a, sondern ich lese über diesen Druckfehler hinweg, ich übersehe ihn, weil der einzelne Buchstabe beim Lesen überhaupt nicht gesehen wird. Vielmehr die Bedeutungen, die mir beim Lesen auf Grund der Sehinhalte zugehen, ergeben sich einmal aus dem Zusammenhang, dem Sinne des Ganzen, sind also insofern überhaupt nicht in Sehinhalten fundiert, und sofern sie mir doch dadurch zugehen, daß ich immer wieder, wie es ja beim Lesen der Fall ist, auf das Gedruckte hinschauen und es immer wieder verfolgen muß, sind sie nicht in den einzelnen Buchstaben fundiert, sondern in der Gestaltqualität einzelner Buchstabenkomplexe, d. h. einzelner Wörter oder sogar Gefüge von Wörtern. Diese Gestaltqualitäten der gedruckten Wörter, die für mich beim Lesen die Sehinhalte sind, auf denen sich die Bedeutungen aufbauen, können nun aber innerhalb gewisser Grenzen in den Elementen, auf denen sie selbst aufgebaut sind, in unserem Fall also in den einzelnen Buchstaben variieren, ohne daß sich die Gestaltqualität ändert, und das um so mehr, je mehr mir beim Lesen eines Buches, also da, wo nicht ein einzelnes gedrucktes Wort sondern ein ganzes sinnvolles Satzgefüge gegeben ist, die Bedeutung aus dem Sinne des Ganzen zugeht. Wenn man mathematische Operationen vornimmt und mit Kreide an die Tafel das bekannte Zeichen zeichnet, das Quadratwurzel bedeutet, so kann dies Zeichen innerhalb weiter Grenzen variieren, so daß die reinen Sehinhalte beträchtlich verschieden sind, und diese verschiedenen Sehinhalte, von denen man wohl sagen darf, daß sie in bezug auf ihre Gestaltqualität immer noch etwas identisches haben, bedeuten dem Sehenden immer noch Quadratwurzel. Das gleiche gilt für die geschriebenen und gedruckten Wörter und Wortzusammenhänge und die auf solchen Sehinhalten aufgebauten Bedeutungen. Schon deshalb darf das Übersehen der Druckfehler nicht als Pendant zur pathologischen Illusion angeführt werden. Weiter, was geschieht, wenn ich den Druckfehler bemerke, wie es der Fall ist, wenn ich ein Gedrucktes eigens auf seine Druckfehler hin durchsehe? Bei solchem Korrekturlesen ist meine geistige Aufmerksam-

keit nicht mehr auf den Sinn, die Bedeutung des Gelesenen gerichtet, sondern diese natürliche Einstellung muß ich aufgeben und meine Aufmerksamkeit auf etwas ganz anderes richten, auf die einzelnen Buchstaben. Und hier entdecke ich nun den Druckfehler, ich sehe, daß statt eines a, das da stehen sollte, ein e da ist. Ich sehe jetzt also, was wirklich da ist, entweder ich finde es selbst heraus oder ein anderer sagt mir, daß da ein Druckfehler ist. Und dann schaue ich hin und sehe das e.

Ganz anders die pathologische Illusion. Auch bei ihr gibt es allerdings Bedingungen, die sie begünstigen, eine mangelhafte Aufmerksamkeit oder Undeutlichkeit der Wahrnehmungsgegenstände, bedingt durch schlechte Beleuchtung oder große Entfernung der Gegenstände; und auch das kommt vor, daß wenn ich diese Bedingungen verändere, die pathologische Illusion verschwindet. Aber die echte Illusion ist anders, bei ihr kommt es zur Verfälschung der Wahrnehmungsgegenstände auch unabhängig von jenen Bedingungen. Der pathologische Illusionant, der den Knauf seiner Bettstelle als Fratze sieht, kann diese Fratze bemerken, beachten, ihr spontan oder auf Aufforderung hin seine Aufmerksamkeit zuwenden, und genau wie in der natürlichen Wahrnehmung und der Halluzination der Gegenstand sich dann immer mehr enthüllt, so kann er an ihr bemerken, daß die Fratze die Augen rollt, die Zunge herausstreckt usw. Ich glaube nicht, daß ein solcher Fall beobachtet worden ist. Aber in dem Fall des Beispiels mit dem Druckfehler würde eine echte Illusion erst dann vorliegen, wenn der Kranke, der a sieht statt des wirklich vorhandenen Buchstabens e, dies e auch noch beim Hinsehen auf diesen Buchstaben als a sehen würde.

Nach dem Gesagten dürfte wohl schon klar sein, daß auch das andere Beispiel, daß ich nachts im Walde einen Baumstumpf als Menschen sehe, nicht auf der gleichen Stufe mit der pathologischen Illusion steht. Hier ist der Sachverhalt so, daß der Baum von mir nicht deutlich gesehen wird, infolge der Belichtungsverhältnisse überhaupt nicht deutlich gesehen werden kann. Und deshalb kann es geschehen, daß die Konturen, die mir gegeben sind, die Gestaltqualität des Gesehenen der Gestaltqualität eines zwischen den Büschen des dunklen Waldes sich versteckt haltenden Menschen derartig ähnlich ist, daß sie die Bedeutungseinheit Mensch fundiert, von mir als Mensch

gesehen wird. Es ist dasselbe, als wenn ich eine auf dem Felde aufgestellte Vogelscheuche in großer Entfernung als Mensch sehe. Oder es ist im letzten Grunde dasselbe, wenn wir die rohen Pinselstriche einer Theaterdekoration aus der Entfernung als Landschaft sehen.

Der Dekorationsmaler rechnet bewußt damit, wie sich die Sehinhalte mit ihrer Entfernung vom Beschauer verändern. Ein ausgemaltes Bild, das in seinen Farben, Linien und Schattierungen eine Landschaft in ihren Einzelheiten wiedergeben würde, würde gar nicht die Wirkung haben wie die Unterstreichungen, die rohen Pinselstriche, die nur die Wirkungsakzente geben. Die vom Dekorationsmaler hingeworfenen Farbklexe sind also in ihrer Wirkung berechnet auf die Entfernung vom Zuschauer; aus der großen Entfernung geben sie mir eine Landschaft. Würde ich auf die Bühne treten und die Schöpfung des Malers aus kleiner Entfernung betrachten, so würde ich keine Landschaft mehr sehen, sondern nur Farbklexe, die die aus großer Entfernung gesehenen Dinge gar nicht mehr fundieren können. So steht es ja mit vielen Bildern, eigentlich mit allen. Denn jedes Bild braucht eine gewisse Entfernung vom Beschauer, um das zu geben, was der Maler darstellen wollte. Wird die Entfernung herabgemindert, so müssen schließlich Farbklexe gesehen werden, wird sie vergrößert, so kommt eine Grenze, über die hinaus überhaupt nichts mehr gesehen wird. Aber dabei ist dies zu beachten. Die Farbklexe als solche, diese realen Dinge, ändern sich natürlich nicht, wenn ich mich aus der Entfernung von einem in die von zehn Metern entferne. Wohl aber ändern sich die Farbklexe in ihrer Erscheinung; die Farben fließen ineinander, verändern sich in ihrer Helligkeit und Farbigkeit, der weiße Farbklex, der vielleicht in einer Dicke von einigen Millimetern aufgetragen war, nimmt mit der Entfernung das Aussehen eines hellen Glanzes, vielleicht einer das Licht reflektierenden Spitze eines schwarzen Lackschuhes an usw. D. h. die Sehinhalte verändern sich wirklich, genau so wie sich der Sehinhalt verändert, wenn ich den Mond mit unbewaffnetem Auge und dann durch das Fernrohr beobachte. Es sind also ganz andere Sehinhalte, die ich habe, wenn ich das Bild in verschiedener Entfernung betrachte, und in Abhängigkeit von diesen Sehinhalten, durch sie wirklich fundiert, sehe ich in großer Entfernung eine Landschaft,

in geringerer Entfernung Farben. Deshalb hat es nun aber auch keinen Sinn, hier von einer Illusion zu sprechen oder sie sogar auf eine Stufe zu stellen mit der pathologischen Illusion. Denn hier wird nichts in die Sehinhalte »hineingesehen«. Das Wahrgenommene baut sich rein auf den Inhalten auf. Darum sehen denn auch die Zuschauer, die in gleicher Entfernung von der Malerei des Bühnenhintergrundes sitzen, alle dasselbe.

Da das, was wir wahrnehmen, in der natürlichen Wahrnehmung sich aufbaut auf Inhalten, so können nun aber auch die wahrgenommenen Gegenstände, wenn ihre fundierenden Inhalte gleich erscheinen, z. B. infolge großer Entfernung oder schlechter Beleuchtung, alle gleich erscheinen, auch wenn sie in Wirklichkeit verschieden sind. Hier hätten wir also Bedingungen, die zur Täuschung führen, und zwar zur normalen, gesetzmäßigen Täuschung. Sie ist in der Beschaffenheit der Inhalte begründet. So wenn ich im Dunkel der Nacht den Baumstamm als Menschen sehe oder zum mindesten im Zweifel bin, was da steht. Aber es gibt noch andere Bedingungen, die solche Täuschungen begünstigen. Wir wissen, der Furchtsame vermeint im Walde allerlei zu sehen und zu hören, was wirklich nicht da ist, und das der nicht Furchtsame tatsächlich auch nicht sieht und hört. Was dem ängstlich Erwartenden sich täuschend entgegentritt, steht also gleichsam in Bereitschaft. Und hier gilt nun tatsächlich dies, daß, wenn die Bedeutungen sich nicht rein aufbauen auf den Inhalten, wenn ich mit einer in Bereitschaft stehenden Bedeutungseinheit an irgendwelche Wahrnehmungsgegenstände herantrete, diese im Sinne der Bedeutungseinheit sich ändern. Das soll später, wenn wir von der Morphologie der Halluzination und Illusion handeln, an der Hand von Beispielen mehr ausgeführt werden. Hier genügt es, darauf hinzuweisen, daß es neben jenem objektiven einen subjektiven Faktor gibt, der die Entstehung der Illusion begünstigt. Beide Faktoren wirken zusammen in dem Beispiel, wo ich nachts in ängstlicher Erwartung durch den Wald gehe und in das Gesehene und Gehörte allerlei hineinsehe, das wirklich nicht da ist. Und hier haben wir in der Tat, eben weil das Wahrgenommene sich nicht mehr rein aufbaut auf den Inhalten, einen Grenzfall der pathologischen Illusion, aber auch nur einen Grenzfall. Denn für diese normale Illusion gilt, daß sie in dem Augenblick verschwindet, wo sich der

Täuschende etwa dem Baumstamme dicht nähert, damit sich die Gestaltqualität des Gesehenen ändert und sie nun das fundiert, was wirklich da ist — eben den Baum. Der sich Täuschende konstatiert, daß er sich getäuscht hat.

Anders die pathologische Illusion. Auch bei den Kranken kommt es gelegentlich vor, daß ihre Illusionen durch Undeutlichkeit des Gesehenen oder durch mangelnde Aufmerksamkeit begünstigt werden. So hat LIEPMANN[1] beobachtet, daß sie bei Alkoholdeliranten zum Verschwinden gebracht werden konnten, wenn sie angehalten wurden, die Dinge aufmerksam zu beobachten. Von der eigentlichen Illusion gilt aber ebenso wie von der echten Halluzination, daß ihre vermeintlichen Gegenstände in gleicher Weise Gegenstand der Aufmerksamkeit sein können wie die Gegenstände der natürlichen Wahrnehmung.

---

[1] LIEPMANN, Archiv für Psychiatrie Bd. 26.

(Fortsetzung folgt.)

Der Einzelne und der Zuschauer.

Untersuchungen zur Psychologie und Pathologie des Triebes nach Beachtung.

Von

Emil Freiherr von Gebsattel.

Inhalt.

I. Der Zuschauer.

Friedrich Nietzsche erwähnt einmal, das Verhältnis des griechischen Menschen zu seinen Göttern sei das eines Darstellers zu einer Schar von Zuschauern höherer Ordnung. Gilt diese Vermutung, so verhält sich der griechische Mensch zu sich selber, als agierte er im Angesicht des Olymp. Er blickt gleichsam auf die Götter hin und erfaßt in der göttlichen Zuschauerlust wie in Spiegeln seine eigene, nun festlich gesteigerte Person. Ohne Zweifel ist es die Publizität des gesamten griechischen Lebens, welche Friedrich Nietzsche veranlaßt, das religiöse Leben nach Analogie des öffentlichen zu interpretieren. Indem er das versucht, leitet ihn die Gesetzmäßigkeit der hellenischen Einbildungskraft, welche von schaulustigen Impulsen geführt, dazu neigt, für den Inbegriff der Lebensvorgänge, für die Lebensdarstellung selbst, eine neue erhöhte Stufe der Sichtbarkeit anzunehmen und diese in eins zu setzen mit der Schwelle der göttlichen Anteilnahme.

In der Tat gehört aber der Zuschauer zu den unerläßlichen Bestandteilen der menschlichen Umgebung. Das individuelle Leben

spielt sich vor Zuschauern ab, es bildet sich an Zuschauern heran. Man spricht von der »Bühne des öffentlichen Lebens« und sagt wohl von einer politisch wichtigen Persönlichkeit sie sei »en vue« oder »die Augen des ganzen Volkes ruhen auf ihr«. Ja, man glaubt geradezu etwas über den Wert des Mannes zu erfahren, wenn man hört, er sei »angesehen«, oder wenn es heißt, »die öffentliche Meinung habe ihn fallen lassen«. Es gibt Autoren, welche »das Publikum brüskieren« und solche, welche »auf starke Publikumswirkungen aus sind«. So rechnet die natürliche Psychologie überall mit dem Zuschauer wie mit einem festen Bestandstück ihrer Welt. Soweit sie natürliche Moral ist, rühmt sie den Mann, der »unabhängig ist von der Meinung der Zuschauer«.

Wie der Zuschauer zu den wesentlichsten Umgebungsbestandteilen des Menschen gehört, so die Auseinandersetzung mit ihm zu den wesentlichsten Antrieben der Selbstverwirklichung. Der Zuschauer in seiner eigentlichen Gestalt ist ja nicht der über wahrnehmbare Reaktionen hinausgehobene, olympische Gott. Er verhält sich zum Darsteller und der Darsteller verhält sich zu ihm. Er ergreift Partei für oder gegen den einzelnen. Der einzelne bildet den Zuschauer nach sich um oder wird umgebildet. Der Zuschauer ist einer der wichtigsten Anlässe der Selbsterfassung. Ein Kind z. B. verfolgt Hühner. Es geht auf in der grausamen Lust an der Angst der gescheuchten Tiere. Ein Erwachsener kommt vorbei, er äußert sich nicht, er sieht zu. Das Kind aber erschrickt, es fühlt sich gesehen, im Zuschauer erfaßt es sein Tun und den Wert dieses Tuns. Der Zuschauer ist der natürliche Pädagoge, er erzieht durch sein bloßes Dasein. Soldaten berichten von ihrer Angst in der Schlacht. Stärker aber als die Angst vor dem Feind, sei die Angst gewesen, feige zu erscheinen. Das Bild der eigenen Mutlosigkeit im Zuschauer nicht entstehen zu lassen wurde für sie zum Ansporn, Mut vorzutäuschen. Und aus der Durchführung der mutigen Rolle entstand dann allmählich und wuchs der echte, vom Zuschauer unabhängige Mut.

Für unsere Zwecke ist es vorerst ohne Belang, wer als Zuschauer fungiert, ob eine bestimmte, vielleicht geliebte Person, ob eine moralische oder ästhetische Instanz, ob die soziale, dem einzelnen anwohnende Gruppe, oder die Öffentlichkeit überhaupt. Auch daß den Graden der Unabhängigkeit vom Zuschauer Grade der Freiheit

entsprechen, kümmere uns vorerst nicht. Es handelt sich einzig und allein um die Phänomene, nicht um deren Bewertung. Was treibt z. B. König Kandaules, daß Rhodopens Besitz ihn freudlos findet, es sei denn er genieße, aufgenommen in sein Glück, die neidischen Augen des Zuschauers mit? La Rochefoucauld, der als Franzose erfahren ist in der Dialektik von Liebe und Sozietät, stellt es in gewissem Sinne fest, wenn er sagt, die meisten Liebhaber würden aufhören, Liebende zu sein, wüßten sie sich nicht in ihrer Rolle beneidet. Das heißt, erst der Hinblick auf den Neid des Zuschauers macht den Mann von Welt zum Liebhaber. Nicht der individuelle Wert der Geliebten verführt ihn, sondern der Affekt, der im Zuschauer entsteht, wenn er, Herr X., diese bestimmte soziale »Figur«, mit ihr, der in den »Augen der Welt« Bevorzugten sich verbindet.

Überhaupt gibt es für den Charakterologen keinen prinzipielleren Unterschied zwischen Menschen als den, ob sie an irgendwelchen Realitäten in deren Selbstgegebenheit ihr Dasein orientieren, oder ob sie erst durch den Zuschauer hindurch sich zu ihnen verhalten. Wie La Rochefoucaulds Liebhaber zur Frau, so verhält sich der spezifisch soziale Mensch zum Vaterland, zur Kirche, zu irgendwelchen Wertgebieten, zu Gott. Sicherlich gelangen viele, die, wie man sagt, dem Vaterland oder dem Staate dienen, nicht anders zur Einsicht in seine Existenz, als vermöge der formalen Folgerichtigkeit von Beifall und Kritik, zu welcher ihre Handlungen die anwohnende Gruppe der Berufsgenossen bewegen. Es geschieht dann das Besondere, daß nicht »das Vaterland« und sein Anspruch auf Selbsthingabe konstitutiv wird für die moralische Persönlichkeit des Dienenden, sondern der Zuschauer und die Regeln seines Beifalls oder seiner Kritik.

Vom Mitglied der Sozietät entsteht im Zuschauer ein Bild und die Angleichung an dieses Bild ist vielfach das Gesetz einer moralischen Existenz. Wieviele Menschen entwickeln aus keinem anderen Grunde Geist, als weil sie im Ruf stehen Geist zu besitzen. Rivarol hat mindestens zehn Jahre seines Lebens nur den Rivarol kopiert, von dem alle Leute aussagten, er sei der spirituellste Mann Frankreichs. Überall fast ins Leben der großen Verführer kommt der Zeitpunkt, von wo aus sie nicht mehr aus spontaner Leidenschaft um Frauen sich mühen, sondern in Hingabe an das allgemein verbreitete Bild ihres Don-Juanismus. Bildet die ansteigende Lebenskraft vielleicht

die Ansicht der Zuschauer über unsere Person nach Maßgabe der eigenen Lebensbedürfnisse um, so übernimmt umgekehrt, bei nachlassender Plastizität oft die Erwartung des Zuschauers die Leitung und determiniert die Affekte, Haltungen, Handlungen einer Person zu Derivaten der sozialen Ansicht über sie. Es ist bekannt, daß Maler künstlerisch zugrunde gehen, weil sie vom Publikum auf eine Art von Bildern festgelegt, der Tyrannei dieser einschränkenden Identifikation erliegen. Und wiederum gründet in solchen Zusammenhängen die Sterilität gewisser Politiker zweiten und dritten Ranges, die mit der Berufung auf ihre »Konsequenz« nur ausdrücken, daß sie, statt von den Forderungen der aktuellen Situation von der generellen Erwartung ihrer Parteigenossen sich leiten lassen.

Immerhin begründet die feste Wahl einer bestimmten Zuschauergruppe noch eine wertvolle Kontinuität und Einheitlichkeit auch der vom Zuschauer wesentlich determinierten Persönlichkeit, die schwindet in dem Augenblick, wo durch ein Übergewicht der plastischen Tendenzen über die organisatorischen der Mensch zur Kreatur jedes beliebigen Anwesenden herabsinkt. »PLATON — sagt PLUTARCH in seiner Untersuchung über den Schmeichler, diesem antiken Pendant des Hysterikers — PLATON zeigte sich in Syrakus nicht anders als in der Akademie und gegen Dionysos ebenso wie gegen den Dion.« »ALKIBIADES dagegen zeichnete sich in Athen durch seine Witze, seinen Marstall, sein angenehmes und heiteres Leben aus; zu Lakedämon aber schor er sich kahl, legte einen abgetragenen Mantel an und badete im Kalten; in Thrakien führte er Kriege und soff; als er aber zu Tissaphernes gekommen war, ergab er sich der Üppigkeit, Weichlichkeit und dem Großtun.« Hier schwindet also bereits die Wirksamkeit eines individuellen Prinzipes der Lebensführung, welches sonst in der Selektion eines, spezifischen Selbstverwirklichungstendenzen homogenen Zuschauers, aus dem Bereich aller möglichen Zuschauertypen sich dokumentiert.

Es fehlt dieses individuelle Prinzip der Lebensführung aber vollständig in gewissen extremen Fällen der Hysterie. Diese Fälle sind charakterisiert durch die absolute Souveränität des Zuschauers. Der Zuschauer gewinnt solchen Kranken gegenüber die Bedeutung, welche eine falsche Milieutheorie der Umgebung des Menschen überhaupt zuschreibt: er erzeugt ihn. Der Kranke ist »das Produkt« des je-

weiligen Zuschauers. Von jedem zufällig Anwesenden gehen suggestive Umbildungsanstöße aus, die der Kranke mit erstaunlichem Geschick verwendet, um sein Selbst aufzubauen und ein Spontaneitätszentrum vorzutäuschen, das ihm fehlt. Man sieht solche Leute fromm sich gebärden unter den Frommen, traurig unter den Traurigen, kunstbegeistert unter Künstlern; oder in subtileren Anpassungsvorgängen ein rasch erfundenes Gegenbild zum Zuschauer realisieren, zu dem der Zuschauer vielleicht mit Abscheu, Teilnahme, Leidenschaft in Werturteilen und Affekten stellungnehmend sich verhält. In der Aktion des Zuschauers, die durch ihn, den Kranken, ausgelöst wurde, erfaßt der Kranke sich mit und kommt für kurze Zeit zum Gefühl eines Selbst. Die Reaktion des Zuschauers wird ihm gleichsam zum Beweis seiner Existenz; für kurze Zeit täuscht den Kranken die fremde Lebensfülle, die abzulenken und auf sich zu beziehen ihm gelang, über seine eigene Lebensohnmacht hinweg.

Der Psychologe konstatiert also zwei Grenzfälle in der Auseinandersetzung der Einzelperson mit dem Zuschauer: einerseits die volle Unabhängigkeit des »in sich Ruhenden« vom sozialen Zuschauer (im Gegensatz zum »göttlichen Zuschauer« oder »dem Auge der Tugend«, vgl. PHILOSTRAT d. A. Leben des Appollonius von Tyana, 1. B., Kap. 35) — und dann die absolute Souveränität des Zuschauers im Hysteriker. Der Psychologe stellt weiterhin die Frage, welche psychischen Faktoren denn die Verbindung herstellen zwischen der Einzelperson und einer als »Zuschauer« charakterisierten Umgebung. Offenbar nämlich seligiert, wer zur Umgebung wie zu Zuschauern sich verhält, von allen möglichen Beziehungen zu ihr eine besondere aus.

Er verhält sich zur Umgebung dann nicht wie zu Gegenständen der Liebe oder des Hasses, nicht wie zu Beherrschten, Geleiteten oder Leitenden, auch nicht wie zu Gegenständen des Genusses oder des Nutzens, sondern eben wie zu Zuschauern. Dementsprechend haftet seinen Lebensäußerungen ein spezifischer, von allen reinen Ausdrucksbewegungen und aller natürlichen Manifestation eigenen Wesens gesonderter Charakter der Selbstdarstellung an. Dieser ist für den geübten Beobachter erschaubar, er ist ein Merkmal der Äußerungsvorgänge und veranlaßt das Urteil, die Äußerungsvorgänge seien durch einen konstant wirksamen Beachtungswunsch mitdeterminiert.

Man vergegenwärtige sich beispielsweise einen Redner. Entweder merken wir: er ist bei der Sache, ganz und gar mit dem Inhalt seines Vortrages beschäftigt, und mit dem Zeigen dieses Inhalts. Oder aber wir bemerken: er bedient sich der Inhalte nur, um sich selber zu zeigen, er schiebt sich selbst zwischen seine Inhalte, und stellt sich selber zur Schau. Es fällt uns z. B. seine Akzentuierung auf, die bewirkt, daß das Licht von den Gegenständen seines Vortrages auf seine Person zurückfällt. Der Redner verhält sich zu uns also nicht wie zu Lernenden oder Diskutierenden, sondern eben wie zu einem Publikum, d. h. wie zu Zuschauern. Er fühlt sich beachtet und sucht die Beachtung. Und man kann fragen: Wieso und Warum? Diese Frage scheint dem natürlichen Psychologen höchst überflüssig; dem natürlichen Psychologen ist es durchaus selbstverständlich, daß die Menschen solche Wünsche haben, wie »sich zur Schau stellen«, »Beachtung finden«, »die Aufmerksamkeit auf sich lenken«, oder gegenteilige, wie »sich verstecken« und »Angst vor Beachtung«. Der natürliche Psychologe rechnet mit solchen Tendenzen, d. h. mit qualitativen Richtungen des Begehrens (des »elementaren Wollens«), die dem Blick des wissenschaftlichen Psychologen auf Grund seiner besonderen scientifischen Tradition durchschnittlich entzogen sind.

Fragt man, wieso entzogen, so ist zweierlei zu bedenken. Ordnet man nämlich die Mannigfaltigkeit der voluntaristischen Phänomene nach Gesichtspunkten, einerseits des von Vorstellungen, gewußten Werten und Zwecken geleiteten, also in diesem Sinn rationalisierten Wollens, — des Willens (voluntas) im eigentlichen Sinn, — andererseits des triebhaften, elementaren Wollens (volitiones), der Summe jener Antriebe, welche entweder die Triebmaterie des »Vernunftwillens« abgeben oder auf Kosten dieses Vernunftwillens sich befriedigen, so zeigt sich, daß die Schulpsychologie in ganz einseitiger Weise zu ihrem bevorzugten Untersuchungsobjekt den »Vernunftwillen« gemacht hat, und diesen selbst wieder in möglichster Reinigung von jedem triebhaften und emotionalen Einschlag. Ein intellektueller Determinismus ist Bedingung und Konsequenz dieser Einstellung. Von spezifischen Richtungen des elementaren Wollens (Begehrens), welche verbale, expressive und handlungsmäßige Äußerungen einheitlichen Wertes determinieren, zu sprechen, hat in diesem Zusammenhang freilich keinen Sinn. Eine zweite

Denkgewohnheit steht der Annahme spezifischer Begehrungsrichtungen im Wege. Ich denke hierbei an die bekannten Versuche der Motivreduktion, welche, mit höheren Einheiten rechnend, dennoch ebenso falsch ökonomischen und konstruktiv-vereinfachenden Tendenzen gehorchen wie der Versuch z. B. das Willensphänomen aus Empfindungen herzuleiten und aufzubauen. Solchen Tendenzen liegen Behauptungen zugrunde, wie den folgenden: alles natürliche Wollen sei Wille zur Lust (Bentham), oder Wille zur Selbsterhaltung und -entfaltung (Spencer), oder Wille zum Leben (Schopenhauer), oder Wille zur Macht (Nietzsche), oder Wille zum Opfer (Guyau). Eine solche positivistisch-rationalistische Theorie des natürlichen Wollens ist z. B. auch die Neurosenlehre Freuds, die auf ihren eigentlichen Ausdruck gebracht lautet: Alles elementare Wollen ist libido. Richtig an allen Behauptungen solcher Art ist der nicht theoretische, der positivistische Teil. Richtig ist es in der Lust, der Macht, der Selbsterhaltung der libido usw. spezifische Richtkräfte des Wollens zu sehen, falsch dagegen jeder Versuch, eine dieser Richtkräfte zu verabsolutieren; z. B. die Macht in den Vordergrund zu stellen und nun rationalistisch auf sie alle möglichen Motive des Strebens zurückzuführen, im Eifer zu beweisen, daß auch im echten Opfer, in der echten Askese und Demut, im liebegeleiteten Geschlechtsgeschehen nur ein verkappter Machtwille sich durchsetze; oder von anderer Seite her mit einer Theorie der Libidosublimierung den ganzen Stufenbau der qualitativ gesonderten, ursprünglichen Begehrensrichtungen decken zu wollen.

Entschließt man sich aber im Gegensatz zu jedem Versuch einer Motivreduktion die anima concupiscibilis der mittelalterlichen Seelenlehre mit einem neuen Blick in ihre Mannigfaltigkeit voneinander gesonderter, qualitativer Tendenzen unbefangen hinzunehmen, so wäre die Konstatierung einer besonderen, auf das Phänomen des Zuschauers bezogenen Erlebniseinheit z. B. des »Beachtungswunsches« oder des »Geltungswunsches« im Prinzip wenigstens keine Inkonsequenz. In der Tat rechnet die Psychologie der gewöhnlichen Menschenbeobachtung, die Psychologie der Anwälte, Ärzte, Seelsorger, Dichter und Moralisten mit solchen Wunscheinheiten. Es ist dabei natürlich noch durchaus nichts über die Bewußtseinslage eines solchen Wunsches ausgemacht, und nichts über seine Verbindung mit anderen seelischen Tatsachen. Das gesamte Gebiet der Affektbegierden,

ebenso wie das der Emotionen harrt noch der wissenschaftlichen Erschließung. Soll aber das Gebiet von einer Seite her in Angriff genommen werden, so darf man sich nicht an der besonderen, von den besonderen Tatsachen erforderten Methode des Vorgehens stoßen. Es ist selbstverständlich, daß eine Psychologie der Affektbegierden sich nicht der gleichen Methode bedienen kann, wie z. B. die Psychologie der Aufmerksamkeit, der Empfindungen oder Vorstellungen. Welcher Art diese Methode ist, möge der Versuch ihrer Anwendung erweisen.

II. Zur Psychologie des Triebes nach Beachtung.

Zugrunde liegen unserer Untersuchung die Ergebnisse der natürlichen Psychologie. Der natürliche Psychologe rechnet wie gesagt mit dem Wunsch der Menschen die Aufmerksamkeit anderer auf sich zu lenken. Es ist ihm weiter selbstverständlich, daß Haltungen angenommen und Äußerungen getan werden zum Zweck des Beachtetwerdens. Er beruft sich ferner vielleicht auf die Sprache. Die Sprache bereits unterscheidet zwischen Äußerungen, welche unabhängig und solchen, die in Abhängigkeit vom Zuschauer geschehen. Man sagt: »der Soldat zeigt Mut« und »er zeigt sich mutig«. Genau genommen zeigt, wer Mut zeigt etwas anderes, als wer sich mutig zeigt. Der eine zeigt eben Mut, der andere zeigt sich. Hierin liegt ein subtiler Unterschied. Denn selbstverständlich kann niemand Mut zeigen ohne selber in Erscheinung zu treten und sichtbar zu werden, allein trotzdem liegt ein spürbar Neues vor, wenn einer, der mutig handelt, mit dem Sichtbarwerden eines Mutes in emotionale, selbstdarstellerische Beziehung tritt. Man sagt auch: »eine Haltung zeugt von Mut« und diese Wendung weist noch deutlicher auf die »Selbstlosigkeit« der echten Mutdarstellung hin, die der wirklich Mutige seiner selbst und des Zuschauers vergessen leistet, des Mutes wegen, als sagte er: »der Mut, dieser objektive Weltinhalt soll sein, nicht ich, und nicht mein Ruhm«!

Noch weiter von der echten Mutdarstellung entfernt zeigt den einzelnen die Wendung: »A gebärdet sich mutig«. Daß A sich mutig gebärdet, besagt nicht ohne weiteres: A »stellte sich« mutig; wir beschuldigen A mit dieser Wendung nicht ohne weiteres der Heuchelei. Dennoch enthält die Behauptung, es sei die Darstellung

von irgend etwas »Gebärde« — den Hinweis auf eine Inkongruenz zwischen dem Inhalt der als Gebärde charakterisierten Darstellung und der Verfassung des sich Äußernden: er gebärdet sich, er ist nicht mutig. Ja bereits die Wendung: A zeigt sich mutig, deutet auf ein solches Auseinandergehen von Verfassung und Äußerung: er zeigt sich eben, er ist es nicht. Dabei unterscheiden sich die mit beiden Wendungen bedeuteten Haltungen fundamental. Wer sich mutig gebärdet ist dem echten Mut ferner, als wer sich mutig zeigt. Wer sich mutig gebärdet sucht den Anschein des Mutes, ihn selbst aber nicht; wer sich mutig zeigt sucht den Mut, ihn selbst; allerdings nur durch seine Darstellung hindurch. Die Gebärde des Mutes macht darum nicht mutig, das Sich-mutig-zeigen aber weckt den Mut und die Sprache konstatiert nur einen subtilen Unterschied zwischen einer Äußerung, die Ausdruck ist einer dauernd mutigen Verfassung (echte Mutdarstellung) und einer anderen Äußerung, welche die Funktion hat, jene mutige Verfassung erst zu erzeugen, und zu deren Hervorbringung der einzelne sich auf den Zuschauer stützt (»sich zeigen«).

Mut zeigen, sich mutig zeigen, und sich mutig gebärden sind also drei Stadien der Mutdarstellung. Ununterscheidbar vielleicht für das Auge des Zuschauers, unterscheiden sich die drei Stadien für den Psychologen genau. Wo Mut gezeigt wird, hat der Mut die Ichstelle inne; wo einer sich zeigt, hat der Wille zur Mutdarstellung von der Ichstelle Besitz; wo einer sich gebärdet, füllt einzig und allein das Interesse am Eindruck der Gebärde (auf die eigene Person und) den Zuschauer die Ichstelle aus. Mithin lassen sich verschiedene Stufen des Einsseins einer Person mit ihren jeweiligen Äußerungen aufzeigen. Die vollkommene Einheit, da die Äußerung Ausdruck und unmittelbare Folge eines zentralen Soseins der Person ist. Die Einheit, welche noch Aufgabe ist und die in der Äußerung, in der Mutdarstellung z. B., unter Beiziehung des Zuschauers noch gesucht wird — das »Sichzeigen«[1]. Die Einheit, welche eine meist unbewußte Geschiedenheit der zentralen Ichsphäre und der jeweiligen Äußerung zusammenhält — das »Sichgebärden«. (Hierher gehört auch »die Heuchelei«, der »Pharisäismus«, der hysterische Affekt usw.)

---

[1] Anm. Vgl. dazu das »O laß mich scheinen, bis ich werde«.

Endlich das bewußte Auseinandertreten des zentralen Ich und der jeweiligen Äußerung — »die Verstellung«. Wie man sieht, entsprechen den Stufen des Einsseins einer Person mit dem von ihr Dargestellten in bezug auf das Dargestellte Stufen seiner Echtheit.

Bemerkenswert in diesem Zusammenhange ist, daß der Mutdarstellung als solcher niemand ihr Echtsein oder Unechtsein ansehen kann. Bliebe man überhaupt beim rein kategorialen Aspekt der Äußerungen, besonders der Handlungen stehen, so würde sich angesichts der prinzipiellen Zweideutigkeit aller darstellerischen Vorgänge höherer Ordnung niemals etwas über den moralischen Gehalt der Darstellung ausmachen lassen. Erst indem man die Mutdarstellung zurückverfolgt bis sie als Kundgebung einer lebendigen Persönlichkeit verständlich wird, erschließt sich ihr innerer Gehalt. Die Frage angesichts der Darstellung irgend eines Wertes lautet für den Psychologen stets: was bedeutet die Darstellung als Selbstoffenbarung; was ist der Inhalt der hier erfolgenden Selbstoffenbarung? — Sie lautet in unserem Fall: koinzidiert Mutdarstellung und Selbstoffenbarung? Wird in der Mutdarstellung ein Mutiger offenbar, oder treten Inhalt der Darstellung und Inhalt der Selbstoffenbarung auseinander? Offenbart sich hier vielleicht nur ein Eitler, einer, der für mutig gelten will? Dient die Mutdarstellung vielleicht selbstdarstellerischen Tendenzen?

Es ist ja klar: im Wesen aller menschlichen Äußerungen liegt es, sichtbar zu werden. Das Leben handelt gleichsam in die Sichtbarkeit hinein; ob diese Sichtbarkeit intendiert war oder nicht, sie widerfährt allen Äußerungen des Lebens. Ganz von selbst wird aber eben damit die verbale, expressive oder handlungsmäßige Darstellung innerer Zustände und Verfassungen einer Person zur Selbstoffenbarung. Der Charakter der Selbstoffenbarung heftet sich an die Äußerungen an, seien sie nun Ausdrucksbewegungen oder Werke. Und ganz entsprechend richtet sich die Beachtung der menschlichen Umwelt auf die Äußerungen des Darstellers und durch sie hindurch auch auf die Person. Moralische Pessimisten haben auf Grund dieses Zusammenhanges geschlossen, es sei in der Tat jede Äußerung auf Beachtung angelegt, eine Nebenintention verfälsche die Darstellung irgendwelcher Werte zur Selbstdarstellung, der Äußerungsdrang sei also mit einem Beachtungswunsch durchsetzt. So wenn Blaise

Pascal einmal die Existenz sittlich reiner Taten in Frage stellt. Er tut es in unverbindlicher Weise, allein dennoch ist man verwundert. Ja, lautet seine Dialektik: entweder die sittlich edlen Taten sind bekannt geworden, dann weiß niemand, ob dieses Bekanntwerden nicht das Motiv der Taten war, oder sie sind nicht bekannt geworden, dann ist die Vermutung sie existierten nur eine Hypothese. — Aber, wendet man ein, es gibt doch sittliche Taten, die offenbar auf Verborgenbleiben angelegt waren! — Wie fragt dann der Dialektiker: sind sie bekannt geworden, oder nicht? — Man muß zugeben, sie seien bekannt geworden! — Und mehr noch ist bekannt geworden: auch dies, daß sie auf Verborgenbleiben angelegt waren. O Gipfel der Eitelkeit und Heuchelei!

Es ist wohl evident, daß man auf Grund dieser Argumentation mehr über Blaise Pascal erführe, als über die Natur der sittlichen Taten. Pascal hat, wie man weiß, einen starken Hang zur Selbstwertdarstellung in sich zu korrigieren, seine Askese beweist es, die Askese nicht der Sinne sondern des Selbst ist. Dieser intensive, eigene Beachtungswunsch macht ihn mißtrauisch gerade angesichts von Handlungen, welche man edel nennt, aber auch ruhmvoll und glänzend. In der Tat besteht nun aber fraglos eine Beziehung nicht nur zwischen Vollzug und Sichtbarwerden, sondern auch zwischen Anspannung und Glanz der jeweiligen Äußerung. Je mehr eine Äußerung zunimmt an Spannung, d. h. je stärker die Gegentendenz ist, gegen welche angehend eine Äußerung sich durchsetzt, desto drastischer wird die Äußerung. Ja, ganz ohne Absicht wird sie pittoresk, eindringlich und auffallend. Im Evangelium steht: wenn dein Feind dich auf die rechte Wange schlägt, so reiche ihm die linke dar! — Die Empfindung des Menschen von heute hierzu ist: warum dieser Aufwand, es genügt doch zu verzeihen, wozu die demonstrative Gebärde? Ist sie nicht übertrieben und ans Publikum gerichtet, fühlt dieser demütig Verzeihende sich nicht auf der Bühne, zeigt er sich nicht? — Selbstverständlich zeigt er sich nicht, nach der Intention des Evangeliums. Man vergesse eben nicht: Die pathetische Geste der Vergebung ist dem natürlichen Gesetz abgerungen, einem anderen, herrschenden Gesetz, welches lautet: »Auge um Auge, Zahn um Zahn«. Dieses nahe Gesetz und der von Tradition und Sitte eingeübte Vergeltungsdrang lassen sich gar nicht anders niederhalten

denn mittels des expressiven Aufwandes: auch noch die linke Wange dem Schlag zu reichen. Ganz von selbst wird so die Darstellung der Feindesliebe pittoresk. Oder ein anderes Beispiel. PLUTARCH erzählt von einem Spartaner folgendes: Er habe auf seinem Schild als Abzeichen eine Fliege angebracht, und zwar in natürlicher Größe, also sehr klein. Da verlachten ihn seine Freunde und meinten, er sei feige und wolle sich verbergen. Nein, sagte der Soldat, im Gegenteil, so nahe will ich an den Feind herantreten, daß er die Fliege sieht, klein wie sie ist. — Auch hier sieht man: Der Spartaner ist nicht ein geborener Held, seine natürliche Regung ist in der Tat sich zu verbergen. Angst ist also wirklich in ihm, allein da ist sofort die überkompensierende Gegenregung, der Widerstand gegen die Angst, und der Mut in den er sich hineinsteigert, wie der Christ in die Verzeihung. Und diese Spannung zwischen einer heftigen Angst und dem sofort einsetzenden, stärkeren Mut findet in der »Symbolhandlung« des Fliegenabzeichens ihren Ausdruck. Sicher einen »auffallenden« Ausdruck, auffallend genug, um das Interesse sogar der Nachwelt festzuhalten. Trotzdem wäre es ganz falsch zu glauben, der Lakonier habe dieses Interesse gesucht, oder überhaupt mit der mutigen Autosuggestion des Fliegenabzeichens sich an den Zuschauer gewandt.

Mit einem Wort: der Schluß vom objektiven Beachtungsanspruch einer Äußerung auf einen sie determinierenden Beachtungswunsch ist nicht zulässig. Ob wirklich ein selbstdarstellerischer Wille am Werk ist, entscheidet immer erst der jeweilige Gehalt der Selbstoffenbarung. Oft ist gerade die Geste der Bescheidung demonstrativ, oft determiniert den deutlichen Verzicht auf Beachtung ein heimlicher Beachtungswunsch. Man denke z. B. an den Kyniker Diogenes. Von Diogenes soll Sokrates gesagt haben: Aus den Löchern seiner Kutte schaue die Eitelkeit hervor. Das klingt paradox, so als griffe die Eitelkeit ausgerechnet nach Lumpen und nicht nach purpurnen Gewändern. Nun erzählt aber der Scholiast, Diogenes sei einmal im Bad gewesen und zugleich mit ihm Aristippos der Kyrenaiker. Dieser nun vertauschte beim Fortgehen sein Purpurgewand mit der verrissenen Kutte des Diogenes. Diogenes aber geriet, als er dies bemerkte, ganz außer sich, um nichts in der Welt wollte er das Purpurgewand anlegen. Dieser Bericht ist der Schlüssel zum Ausspruch

des Sokrates. Auch Sokrates gewahrt die Kutte des Diogenes; wie die anderen weiß er: mit einer Kutte lenkt man nicht die Beachtung der Zuschauer auf sich. Sokrates aber ist sehr genau: er gewahrt auch die Löcher in der Kutte, und mit diesen Löchern, das erkennt er sofort, durch sie hindurch, angelt Diogenes nach dem Zuschauer. Ja, so konstitutiv ist das Kuttenbild im Zuschauer für das Selbstgefühl des Diogenes, daß für sein Gefühl Diogenes im Purpurgewand aufhört Diogenes zu sein.

Diese nahe Verbindung von Selbstgefühl und Beachtungswunsch wird uns noch beschäftigen. Zuerst aber eine Frage: Was läßt sich über den Ausdrucksgehalt der Kutte ausmachen, was bedeutet sie als Selbstoffenbarung des Diogenes? Das Publikum sieht die Kutte, die Kutte dient der Darstellung von Bedürfnislosigkeit, es schließt ohne weiteres auf einen Bedürfnislosen. Es ist klar, Aristippos gewahrt nichts anderes als das Publikum, allein daran zweifelt er, ob das mittels der Kutte Dargestellte auch wirklich vorhanden ist. Und so stellt er ein Experiment an, er variiert die Beachtungsbedingungen — und wirklich, nun erweist sich, daß Diogenes nicht nur Bedürfnislosigkeit, sondern in ihr sich selber darstellt. Wer nach diesem Experiment der Kutte des Diogenes begegnet, begegnet nicht mehr einem Bedürfnislosen, sondern einem, der den Anschein der Bedürfnislosigkeit erwecken will. — Und nun denke man die Kutte des heiligen Franziskus! Vielleicht ist sie auch zerrissen vom Wandern, Liegen, Beten im heiligen Berg. Sie gleiche der Kutte des Diogenes genau. Dennoch verstummt hier die kyrenäische Skepsis. Das Ausdrucksmittel ist nur eines bei Diogenes und St. Franziskus, die eine zerrissene Kutte, und dennoch weiß ein jeder: des einen Bedürfnislosigkeit ist zur Schau getragen und macht ihn kund in seiner Eitelkeit; die des anderen aber kennt keinen Zuschauer, sondern ist echt bis auf den Grund, durch und durch nur lautere Begeisterung.

Und nun muß man fragen, was macht phänomenologisch den Unterschied zwischen den geschilderten Haltungen der Bedürfnislosigkeit aus? Beide, der Kyniker sowohl als der Heilige verwandeln die Nutzhandlung des Kuttetragens in einen Ausdrucksvorgang. Zwei Ausdrucksheinheiten also mit gleichem Ausdrucksmittel stehen zur Diskussion. Und niemand wird wohl behaupten, es sei das Tragen

der Kutte für den Heiligen weniger »charakteristisch«, als für den Kyniker; d. h. es sei das Ausdrucksmittel der Kutte nur Zeichen für die tatsächliche Armut des Heiligen und nicht zugleich Ausdruck für eine persönliche Wahlbeziehung zur Armut, und eben damit Selbstoffenbarung dieser Person, einer Person, welche, weil sie die Armut in leidenschaftlicher Wahl gewählt hat, nun auch den Ausdruck der Kutte findet. Die Selbstoffenbarung ist hier also nur das unwillentliche Sichtbarwerden eines durch die Wahl der Armut geleisteten Aktes der Selbstverwirklichung, genauer der Selbsthingabe an Gott. Ganz anders aber Diogenes. Diogenes steht in einem emotionalen Verhältnis zur Darstellung seiner Bedürfnislosigkeit einerseits; andererseits ist die Kutte hier nicht Ausdruck einer faktischen Wahlbeziehung zur Armut, sondern zur Verblüffung des Zuschauers. Es liegt also das Persönlichkeitszentrum des Diogenes nicht in der Bedürfnislosigkeit selbst, sondern im Anschein der Bedürfnislosigkeit. In der Wahl dieses Anscheins wird er selber offenbar. Eben damit aber verändert sich der Ausdrucksgehalt der Kutte von Grund auf: sie bedeutet nicht mehr Darstellung von Bedürfnislosigkeit, sondern Selbstdarstellung mittels der Darstellung von Bedürfnislosigkeit. Indem nämlich die Darstellung einer Eigenschaft im Hinblick auf den Zuschauer intendiert wird, wird ihre Darstellung zur Selbstdarstellung.

Etwas ganz Neues liegt vor, wenn die Haltung des Diogenes in einem Milieu sich ereignet, das auf die zur Schau getragene Armut nicht mit Verwunderung, sondern mit Bewunderung reagiert. Man denke etwa einen unechten Jünger des heiligen Franziskus. Seine Kutte deutet auf freiwillige Armut, Armut aber, so entscheidet die Stimmung der Umgebung, ist Tugend. Tugend findet Beifall, und der unechte Jünger, gierig, so nehmen wir an, nach diesem Beifall, suche ihn mittels der Kutte. Was bedeutet dann die Kutte? Nicht mehr ist sie Ausdruck echter Armut, wie beim Meister, auch nicht ist sie Gebärde kynischer Bedürfnislosigkeit. Der unechte Jünger vielmehr geht umher und scheint mittels der Kutte im Wertschein der freiwilligen Armut. Nicht nur stellt er sich zur Schau, er stellt sich im Wertschein der freiwilligen Armut zur Schau. In diesem Wertschein zeigt er sich, die Selbstdarstellung wird also zur Selbstwertdarstellung gesteigert, er sucht, der unechte Jünger,

die Anerkennung, den Beifall, die Bewunderung, mit einem Wort die Wertreaktion der Umgebung. Die Kutte dient der Selbstwertdarstellung.

Ein Sichzeigen als Träger von Wertqualitäten charakterisiert also die Selbstwertdarstellung. Dazu noch ein anderes Beispiel. Dem Gesetz der triebhaften Aufmerksamkeit entsprechend lenkt das Neue die Aufmerksamkeit auf sich, das Gewohnte nicht. Das Neue ist eine Wertqualität bestimmter Art. Eine Begebenheit, die das Niveau des zu Erwartenden und darum Gewohnten überschreitet, wird zum Träger dieser Qualität und eben damit Erreger der triebhaften Aufmerksamkeit. Es mag nun sich finden, daß jemand eine besondere Empfänglichkeit für die Qualität des Neuen besitzt. Von der Neuheit, welche eine Begebenheit umschwebt, angelockt, wird er sich festgehalten fühlen, und umgekehrt nichts lieber zum Gegenstand seiner Mitteilung machen, als eben das Neue. Dann unterscheiden wir doch aufs genaueste, ob wirklich der Wert der Begebenheit die Mitteilung veranlaßt, ein triebhaftes Hingerissensein des Mitteilenden durch die Qualität des Neuen und Auffallenden, oder ob der Wunsch selbst als der Mitteiler der erstaunlichen Begebenheit im Wertschein ihrer Neuheit zu erglänzen. Vielleicht ist es nur der Tonfall, die Unterstreichung eines »ich«, z. B. in der Wendung: »ich kam dazu« — und wir begreifen sofort: aha, der Erzähler meint sich, — und verspüren als höfliche Leute die Tendenz zu sagen: »nein, lieber Herr X., wie wissen Sie doch immer das Neueste!« So kann, wie der Typus des Neuigkeitskrämers lehrt, auch in einem dem Ich durchaus äußerlichen Wert ein Manifestationswert der eigenen Persönlichkeit gesehen werden. Wird dieser Wert der fremden Bewunderung in der Weise des Zeigens entgegengehalten, so nennen wir diese Haltung »Selbstwertdarstellung«.

Es gibt aber nun eine Reihe selbstdarstellerischer Phänomene, welche sich von der eben geschilderten »reflektierten Selbstdarstellung« deutlich unterscheiden. Beispielsweise sei erinnert an die echte repräsentative Selbstdarstellung; eine Haltung gewählt, nicht um dem eigenen individuellen Selbst Glanz und Ansehen zu sichern, wohl aber einer Sache, eben der, welche man vertritt, und der man mit würdebetonender Haltung würdevollen Eingang in die Sichtbarkeit zu bereiten gewillt ist. So stellt der König an seiner Person

die königliche Würde zur Schau, so der Gesandte die ihm fremde, aber doch hic et nunc in seiner Gestalt erscheinende Majestät des Königs, so vertritt der Standesangehörige erscheinungsmäßig seinen Stand usw. — Da ist ferner die intendierte Selbstoffenbarung, das Verhalten dessen, der in der Selbstmitteilung einen Wert erfaßt, wie wenn ein Verbrecher, den Drang nach Selbstenthüllung (RASKOLNIKOFF, bei DOSTOJEWSKI!) bis zur vorsätzlichen Veröffentlichung seines Verbrechens steigert (vgl. Erinnerungen des Staretz Sossima VI. c., bei DOSTOJEWSKI: Die Brüder Karamasoff). Auch hier verhält sich der einzelne zum Sichtbarwerden seiner Person. Was aber sein Verhalten von der Selbstdarstellung des Eitlen unterscheidet, das ist das Fehlen der egoistischen Triebfeder: die Selbstdarstellung ist in beiden Fällen der Darstellung eines überpersönlichen Wertes untergeordnet und nur Vehikel seines Erscheinens. Der Eitle dagegen hat ein subjektives Interesse am Sichtbarwerden seiner Person. Welcher Art dieses Interesse ist, bedürfte einer genaueren Untersuchung, jeder aber sieht sofort zwei Modifikationen dieses Interesses: einmal die »reflektierte Eitelkeit« des Diogenes und der »reflektierte« Ehrgeiz des unechten Jüngers; daneben aber die naive, unbefangene, begierdelose Eitelkeit des in sich selber hemmungslos Verliebten, dem unablässig der Mund übergeht vom Gegenstand seiner Verliebtheit, dessen Verhalten eine fortwährende Ichbetonung, ein unablässiges um die Reaktion des Zuschauers aber gänzlich unbekümmertes sich zur Schaustellen ist. Was die reflektierte Eitelkeit von der naiven Eitelkeit und damit die reflektierte Selbstdarstellung von der bloßen Ichbetonung unterscheidet, ist ein doppeltes: einmal die Wahl bestimmter Inhalte, auf welche sich die Eitelkeit beruft — Diogenes ist eitel auf seine Bedürfnislosigkeit, ein anderer auf seine soziale Existenz, auf seine Belesenheit, seine Konnexionen usw., seine Selbstdarstellung gründet in einer seligierenden Identifikation der eigenen Person mit gewissen Werten, in denen er sich selber zur Schau stellt. Der naiv Eitle dagegen überzieht jede einzelne Äußerung und alle Gegenstände, welche den Vorzug haben, in seine Ichsphäre zu treten, wahllos mit dem »autoerotischen« Affekt. Während zweitens der reflektiert Eitle zum Zuschauer, seine Beachtung, Verwunderung, Anerkennung heischend, eine Beziehung des Begehrens unterhält, verhält der naiv Eitle sich unbeirrbar emotional zu ihm, wie zu sich

selber. Das Publikum ist ihm nur der Spiegel seiner eigenen Herrlichkeit. Wohl muß man sagen, daß auch Diogenes in seiner Bedürfnislosigkeit sich wohlgefällt, oder gar der falsche Jünger in seiner Kutte; dieses Wohlgefallen gründet aber im Zuschauer und bedarf zu seiner Dauer der Beachtung oder Wertreaktion einer Umgebung. Diese sucht der reflektiert Eitle mittels der Selbstdarstellung.

Nehmen wir diese Richtung auf die fremde Beachtung als differentielles Merkmal der reflektierten Selbstdarstellung heraus, so fragt sich, welcher Art denn die vom Eitlen gesuchte Beachtung ist. Wie man weiß gibt es zwei prinzipiell verschiedene Arten der Beachtung, die eine wertgeleitet und unwillkürlich, die andere zweckgeleitet und willkürlich. Nur Wertqualitäten wendet sich die Beachtung unwillkürlich zu, erscheint jemand im Wertschein irgendeiner Qualität, z. B. des Schönen oder Häßlichen, des Intensiven oder Lebensarmen, des Neuen oder Altmodischen usw., so wird er Gegenstand der triebhaften Beachtung. Willkürlich ist z. B. die Beachtung, die jeder Staatsbürger eines gewissen Rayons beim Steuerbeamten erregt. Diese Beachtung gründet durchaus nicht in irgendeiner besonderen Wertqualität des Beachteten; sie ist geleitet vom Gesichtspunkt eines Zweckes, nämlich der Steuerforderung und entbehrt in bezug auf den einzelnen jeder individualisierenden, emotionalen oder affektiven Bedeutung.

Fragt man also, welche Art der Beachtung, so ist gewiß: an der Beachtung des Steuerbeamten wird dem Selbstdarsteller wenig gelegen sein, um so mehr aber an der triebhaften, unwillkürlichen, wertgeleiteten, den emotionalen Charakter des Interesses tragenden Beachtung eines engagierten, »beteiligten« Zuschauers. Und das ist das Entscheidende! Der Selbstdarsteller sucht die so qualifizierte Beachtung seiner Umgebung. Er sucht sie in der doppelten Qualifikation — entweder als emotionale oder als wertende Beachtung. Er pflegt mit einem Wort Selbstdarstellung oder Selbstwertdarstellung. So sucht Diogenes die Verwunderung, der unechte Jünger die Bewunderung. Dabei mag der emotionale Zuschauer genauer als erotischer, neiderfüllter, gebluffter usw. charakterisiert sein, der Träger der Wertbeachtung im einzelnen Fall als sozialer, ästhetischer, moralischer Zuschauer. Immer wird, wo die fremde Beachtung als Wertbeachtung qualifiziert ist, die genauere phäno-

menologische Analyse der jeweiligen Reaktionen spezifische Haltungen konstatieren müssen, qualifizierte Beachtungsreaktionen, welche mit keinem Mittel der Assoziations-Psychologie sich auflösen und die als eigentümliche unzurückführbare Verhaltungsformen von einer Psychologie der Funktionen zu bearbeiten sind. Solche Formen der Wertbeachtung sind z. B. Lob und Tadel, Beifall und Mißfallen, Anerkennung und Anerkennungsverweigerung, Achtung und Mißachtung, Bewunderung und Verwerfung, Vorziehen und Zurücksetzen. Alle Selbstwertdarstellung geschieht um solcher Reaktionen des Zuschauers willen und ist, der intendierten Reaktion entsprechend, positive oder negative Selbstwertdarstellung.

Mit solchermaßen qualifizierten Beachtungsreaktionen seiner Umgebung tritt nun der Selbstdarsteller in Fühlung und es fragt sich nur, welcher Art dieses Fühlungnehmen ist. Sagt man der Selbstdarsteller wolle oder intendiere die Beachtung, so ist das zum mindesten eine ungenaue Wendung. Es ist doch nicht so, als überlegte der einzelne erst: diese oder jene Äußerungen und Verhaltungsweisen machen Eindruck, als fällte er erst dieses Setzungsurteil und faßte dann den Vorsatz, den Sachverhalt des Setzungsurteils zu realisieren. Sondern ohne vorhergehende Überlegung, einer inneren Teleologie des Begehrens zufolge nimmt sein Auftreten jene Wendung, die wir als demonstrativ eitel, selbstdarstellerisch empfinden. Die Richtung des Begehrens auf die Beachtung und die Veränderung des Verhaltens im Sinne der Selbstdarstellung sind zwei Seiten eines unzerlegbaren, einheitlichen Vorganges. Dieses Abzielen des Selbstdarstellers nennen wir ein Suchen. Der Selbstdarsteller »sucht« die fremde Beachtung. Besitzt man auch im Phänomen des Suchens ein Grundphänomen des Lebens, so bedarf es doch für die jeweilige Lebensstufe, auf der es sichtbar wird, einer besonderen Klärung.

Man sagt für gewöhnlich, der einzelne habe ein »Interesse« an der Beachtung, welche er sucht und macht das Interesse gleichsam für die Richtung des Suchens verantwortlich. Was für ein Interesse aber hat nun der einzelne an der Beachtung, welche er sucht? Sucht ein Tier Nahrung, so glaubt man zu wissen, gemeinhin, was das Tier bewegt: Selbsterhaltung, meinen Biologen, sei das Interesse des Tieres an der Nahrung. So auch Psychologen von Diogenes: egoistische Motive, Motive der Selbsterhaltung oder Selbst-

entfaltung, eigensüchtige Interessen also veranlaßten ihn, Beachtung zu suchen. Einmal sei Beachtung zu finden von Vorteil, lasse man doch die Gegenstände des öffentlichen Interesses nicht verhungern. Und dann befriedigt sich im Eindruck auf den Zuschauer des Diogenes »Wille zur Macht«, zwinge er doch durch sein Auftreten die Gedanken und Affekte der anderen zur Beschäftigung mit ihm. — Solche Erklärungsversuche müssen anerkannt werden, allein sie erklären das eine nicht, warum des Selbstdarstellers Nützlichkeitsstreben oder sein »Wille zur Macht« gerade auf dieses Ziel, ausgerechnet auf den Beachtungserfolg sich kapriziert. Als gäbe es nicht zahllose andere und größere Sicherheit der Befriedigung gewährende Ziele für den Machtwillen. Warum gerade der Beachtungserfolg und speziell noch die Kutte? Außerdem könnte doch, wie der Theoretiker der Selbstsucht sich auf egoistische Motive beruft, so ein anderer gerade die »altruistischen« erwähnen. Oder heißt es nicht, den anderen lieben, so viel Wert auf seine Beachtung legen. Sieht man nicht Diogenes allerlei opfern, sein Behagen, den Ruf eines wohlgekleideten Mannes usw., nur um das Interesse der Mitbürger zu bewegen. Und dann die Analyse des nahrungsuchenden Tieres! Bereits hier liegt der Fehler. Niemand kann doch im Ernst behaupten, es suche das Tier, indem es Nahrung sucht, gleicherweise auch seine Selbsterhaltung. Einmal sucht das Tier Nahrung, auch wo seine Selbsterhaltung gar nicht in Frage steht, andererseits sieht man zuweilen den Freßtrieb durchaus in Gegensatz geraten mit den Erfordernissen der Selbsterhaltung. Vielmehr verhält es sich nach menschlicher Erfahrung doch wohl so, daß Nahrung gesucht wird in Lust nach Nahrung. Wiederum werden positivistische Hedoniker behaupten, ja, es sei eben die Lust das Motiv der Nahrungsaufnahme und Lust das Motiv der Selbstdarstellung. Allein auch hiergegen müßte opponiert werden. Wie man aus dem Leben gewisser Neurotiker weiß, empfinden sie die fremde Beachtung mit höchster Unlust, und dennoch tun sie, in Gesellschaft, zwangsmäßig, mit höchstem Unbehagen alles, um aufzufallen. Es kann also ein Suchen der fremden Beachtung vergesellschaftet sein mit höchster Unlust an eben dieser Beachtung. Daß Lust den Beachtungserfolg begleitet, gestattet niemals den Schluß auf die determinierende Bedeutung dieser Lust.

Und doch enthält die Wendung, Lust an der Nahrung sei die

Ursache, warum das Tier Nahrung, Lust an der Beachtung die Ursache, warum der einzelne Beachtung sucht, den Schlüssel für den richtigen Sachverhalt. Es handelt sich nur darum zu unterscheiden: die Lust als Motiv, wie z. B. Aristippos sie als Ziel dem Handeln vorsetzt und die Lust im Sinn von »Lust haben zu etwas«. Bewegt die Lust im ersten Fall das Handeln als ein dem einzelnen bewußtseinsmäßig vorschwebender Wert, so bewegt sie es im zweiten Fall wie ein Affekt. Kann man vom Kyrenaiker in der Tat sagen, daß er die Lust sucht, so gilt vom Nichtkyrenaiker, daß er z. B. Nahrung, Geschlechtsbefriedigung, Ruhm usw. sucht, und nicht Lust, allerdings, weil er zur Nahrungsaufnahme, zum Ruhmgewinn usw. »Lust hat«. Daher kann die Nahrungsaufnahme durchaus zur Unlust der Erkrankung führen, das interessiert hier nicht, das Nahrungsuchen selbst hat eben doch den Charakter »des Lüstens«.

Der Deutlichkeit wegen empfiehlt sich hier indessen ein Rekurs auf gewisse Grundlagen der emotionalen Psychologie. Gemeinhin unterbaut die biologische Betrachtung seelischer Dinge das System der Begierden mit einer Triebgrundlage und differenziert sie nach Trieben der Selbsterhaltung, Selbstentfaltung und Selbstwiederherstellung. Diese Triebe nun wären blind ohne die Fähigkeit des Lebewesens die Richtung zu erkennen, in welche die Triebe treiben, um die in ihnen angelegte Zielstrebigkeit zu realisieren. Dieses Erkennen ist indessen kein bewußtes im Sinn von vorstellungsmäßigem Erkennen, wohl aber besitzt das Lebewesen in seiner gefühlsmäßigen Ansprechbarkeit durch Erhaltung, Expansion oder Restitution symbolisierenden Werte ein Erkenntnisorgan selektiver Art, welches den Trieben gleichsam die Lichter ansteckt und die Bahnen weist, in welche die Triebe sich nun selbsttätig ergießen. Die strenge Sonderung eines Fonds von Konkupiszenz im Dienst der Erhaltung, Expansion und Restitution des Selbst und eines gefühlsmäßigen Erkenntnisorgans im Dienst wiederum der Konkupiszenz ist indessen rein logischer Natur. In der Praxis tritt kein Trieb überhaupt, auch kein Trieb der Selbsthingabe in Aktion, der nicht gerichtet wäre, der ferner in seiner Gestalt als Begierde nicht auch Begierde wäre nach etwas, nach Nahrung z. B. nach Rache, Ruhm usw.

Von dieser Fühlbarkeit des Triebziels aber muß die Fühlbarkeit des Triebes selbst unterschieden werden. Ein solches Fühlbarwerden

des Triebes ist z. B. gegeben im »Lüsten nach Speise und Trank«, im »lüstern sein nach einem Weibe«, im »Gieren nach Ruhm und Anerkennung« usw. Daß ein Trieb zur Fühlbarkeit gelangt, besagt wiederum nicht, der Trieb kommt zu vorstellungsmäßiger Bewußtheit. Es ist immer noch etwas neues, wenn einer, der nach Anerkennung giert zum Bewußtsein dieses seines Begehrens, des Ehrgeizes vielleicht, gelangt, ja oft sehr ist das zum Bewußtsein einer Begierde Gelangen ein Absterben der Begierde. Andererseits erzählen Reisende oder Soldaten, die in sehr große Not gerieten, von Zuständen des Hungers oder Durstes, da im Leidenden geradezu das Wissen schwindet um den Hunger oder Durst, welcher peinigt, in so rasender, alles Bewußtsein ertötender Gewalt nimmt das Verlangen von der Seele Besitz. Wie man hieraus außerdem noch gewahr wird, ist also das Fühlbarwerden eines Triebes oft ein sehr unlustvoller Zustand, allein dennoch wäre es wiederum falsch zu glauben, das Fühlbarwerden des Triebes sei dieser unlustvolle Zustand — genießen doch bekanntlich viele Menschen ihre Bedürfnisse. Oder es sei, wie Pessimisten meinen, die Unlust der Beweggrund der Begierde, welche nun nach Beseitigung des unlustvollen Zustandes Verlangen trägt, so als fräße z. B. das Tier, um seinen Hunger los zu werden, der es peinigt! Ja der Hunger entspricht in Wirklichkeit nur einer besonderen Zuspitzung des Triebes und ist gar nicht identisch mit jenem »Lüsten nach Speise«, welches im Gegenteil oft eintretend gesehen wird, wo statt des Hungers nur eine generelle Naschhaftigkeit oder Gefräßigkeit am Werk ist. Man denke nur an Rom und den Gebrauch, nach Gastmählern durch künstliches Erbrechen die Aufnahmefähigkeit des Magens wiederherzustellen.

Dennoch ist das Fühlbarwerden eines Triebes auch nicht identisch mit seiner Wirksamkeit. Ehrgeizig nennen wir Themistokles, den der Lorbeer des Miltiades nicht schlafen läßt, beachtungssüchtig Diogenes in seiner verrissenen Kutte. Dennoch ist der Trieb nach ruhmvoller Beachtung in Themistokles zugleich wirksam und fühlbar, wirksam aber und nicht fühlbar in Diogenes, welcher die Kutte wählt und mit ihr die Verwunderung der Zuschauer. Fühlbar wird der Trieb für Diogenes erst dann, als durch den Kuttenraub die Befriedigungschance des Triebes schwindet; nun erst gerät er in Unruhe und Angst, für den Kundigen ein Anzeichen des zur Fühlbarkeit gelangten Triebes nach Beachtung.

Zur Wirksamkeit gelangt heißt der Trieb, sobald zur Wirksamkeit gelangt die Realisierungstendenz der im Trieb angelegten Zielstrebigkeit. Diese Realisierungstendenz tritt als aktive oder passive Tätigkeit des einzelnen in Erscheinung. Dabei ist allerdings noch durchaus nicht gesagt, daß diese Tätigkeit motorischen Charakter haben muß. Man vergegenwärtige sich beispielsweise die Situation des ehrgeizig wachenden Themistokles. Das sind seine offenen, schlaflosen Augen und das die ehrgeizig vorwärtsstürmenden Wünsche, sie schieben sich zwischen ihn und seinen Schlaf. Sieht man aber genauer zu, so sind es gar nicht Wünsche im eigentlichen Sinn, gar nicht Triebimpulse in Wunschgestalt, die ihn bewegen. Niemand wird sich die Lage des Wachenden so denken, als läge er da, hinstarrend auf den Wunschinhalt, die Überbietung des Miltiades und strebend nach Realisierung dieses Wunschinhaltes. Sondern unablässig werden seine Gedanken die Realisierung des Wunschzieles vorwegnehmen. Die Phantasie überspringt die tatsächliche Lage. So wird in seinen Gedanken der Perserkönig auftreten gegen Griechenland; das sind die Heere der Barbaren und sie dringen heran. Griechenland in Angst ruft ihn zum Retter auf, und er steht an der Spitze der Landesmacht. Er wird die Situationen zu Ende gehen des Kampfes und des Sieges, er wird die Bedingungen stellen, den Beifall Athens vernehmen, kurz in immer wiederholten Anstürmen der Phantasie die Kluft überspringen, die ihn von der Realisierung seines Ehrgeizes trennt. — So erzählt Raphael in der Peau de Chagrin von Balzac seine Phantasien: »Durch eine Art Spiegelung und eine Art Fieber, sah ich mich, der ich lebte ohne die Frauen meines Verlangens, von allem beraubt, hausend in einer Künstlermansarde, plötzlich umgeben von entzückenden Freundinnen. Ich jagte durch Paris, hingestreckt auf die weichen Polster einer glänzenden Equipage. Ich war verzehrt von ausschweifendem Leben, eingetaucht in Laster, alles begehrend, aber auch alles besitzend, mit einem Wort, in Nüchternheit trunken, wie in seiner Versuchung der heilige Antonius«. — Ja, diese Realisierungsversuche emotionaler Triebe können halluzinatorischen Charakter annehmen. So weiß man von Verdurstenden in der Wüste, daß Seen vor ihren Augen erscheinen, oder Oasen mit schaukelnden Palmen; Quellen hören sie rieseln, oder sie haben den Eindruck zu trinken und im Trinken nicht aufzuhören.

Bereits diese Tatsachen zeigen, daß die Wirksamkeit eines Triebes und sein Fühlbarwerden nicht koinzidieren. Solange der Verdurstende die halluzinatorische Durststillung erfährt, solange Themistokles in phantasierten Erfolgen sich ergeht, fühlt er nicht, der eine nicht den Durst, der andere nicht den Ehrgeiz. So auch das Kind an der mütterlichen Brust, es trinkt, es begehrt nicht mehr. Es begehrt in der Wiege, und sein Schreien ist Anzeichen für den zur Fühlbarkeit gelangten Trieb nach Nahrung. Analog Themistokles: mit einem Mal wird er aufschrecken aus seinen Phantasien und erkennen: das alles ist ja nur ein Spiel der Einbildungskraft. Ich liege hier, tatenlos, der Perserkönig hält Frieden, Griechenland ruht und Mitiades trägt den Lorbeer. So wacht der Verdurstende aus seiner Halluzination zu seinem realen Verdursten auf. Hier aber, an dieser Stelle, an diesem Übergang von der phantasierten Triebrealisierung zur Einsicht in das Ungenügende der phantasierten Triebrealisierung liegt der Punkt, wo der Trieb zur Fühlbarkeit gelangt. Jetzt wird der Ehrgeiz dem Ehrgeizigen ein quälender Zustand, jetzt dürstet der Verschmachtende, begehrt der Asket, lüstet der Hungrige.

Was verändert sich nun aber durch das Fühlbarwerden des Triebes? Einmal, so scheint es, die Gegebenheitsform des Triebziels. Äußert sich die Wirksamkeit des Triebes ursprünglich im phantasiemäßigen oder halluzinatorischen Auftreten von Gedanken, welche zu der im Trieb angelegten Zielstrebigkeit im Verhältnis des Zieles standen, so treten jetzt mit einem Mal Triebimpuls und Triebziel auseinander. Eben noch, — man denke an den ehrgeizig träumenden Themistokles, — kamen dem Phantasierenden ganz automatisch die das Triebziel symbolisierenden Gedanken, in denen er wie in Erfüllungen seines Ehrgeizes lebte, — jetzt, im zweiten Stadium der Triebwirksamkeit, treten das Ich und seine Gedanken auseinander. Die Gedanken gelten dem Ich nun nicht mehr als das Triebziel selbst, sie symbolisieren es nur; damit aber wird der Phantasiecharakter der Gedanken fühlbar, und dieser negative Tatbestand, das Nur-Phantasiecharakter-Haben der Gedanken findet seine positive Kehrseite darin, daß eben jene Gedanken nun als Gegenstände des Wunsches, als Wunschinhalte vor Augen stehen. Neben dieser Veränderung in der Gegebenheitsweise des Triebzieles steht die Veränderung im Ich. Lebte das Ich ursprünglich in seinen Gedanken, so lebt es jetzt im Verlangen nach

Realisierung jener Gedanken. Man kann das genauer so ausdrücken, daß man sagt: solange das Ich Triebrealisierungen phantasiert, haben die das Triebziel symbolisierenden Gedanken die Ichstelle inne; sobald aber Triebimpuls und Triebziel auseinandertreten, gewinnt ein Wunsch nach Realisierung der Phantasieinhalte die Ichstelle.

Wie bereits angedeutet reicht die Wirksamkeit des Triebes weiter als seine Fühlbarkeit. Die Quellenhalluzinationen des Verdurstenden sind Anzeichen für die Wirksamkeit des Triebes; fühlbar dagegen wird er erst auf einer höheren Stufe seiner Wirksamkeit, da, wo die Quelle als Inhalt des Verlangens auftritt. Einen interessanten Beweis für diesen Zusammenhang liefern gewisse Übergangsphänomene des gesunden in das kranke, des normalen in das perverse Begehren. Neurotiker erzählen z. B. von gewissen geschlechtlichen Perversionen, sie hätten sie realisiert, dabei aber den allergrößten Ekel empfunden. Gefragt, wie sie bei so ausgesprochenen Ekelempfindungen dazu kamen die perverse Handlung auszuführen, erklären sie, sie hätten von der Existenz solcher Handlungen gehört und das habe ihre Phantasie beschäftigt. Zu gleicher Zeit angezogen und abgestoßen hätten sie den Eindruck einer Nötigung verspürt, die perverse Handlung auszuführen. Der Ekel wuchs dabei an, allein trotzdem geschah die Handlung. Dann allmählich, bei wiederholter Ausführung schwand der Ekel. — Beobachtungen analoger Art haben Theoretiker des Begehrens veranlaßt zu schließen, es pervertiere erst das Begehren und diesem pervertierten Begehren folge dann die Perversion des Fühlens. Dennoch ist dieser Schluß falsch, und die Analyse dieses Fehlschlusses ist überhaupt geeignet, hier einiges Licht zu verbreiten. Man übersieht nämlich, daß wenn der Neurotiker auch im Vollzug der perversen Handlung gegen einen Affekt des Ekels anzugehen hat, dennoch ein eigentümlicher Anreiz von der ihm vorschwebenden, perversen Möglichkeit ausgeht. Er gibt selber an: die perverse Möglichkeit habe seine Phantasie beschäftigt. Er konstatiert selbst ein Oszillieren seines Interesses an der Handlung zwischen Anziehung und Abstoßung, immer aber betont er das Interesse, die Fähigkeit der Handlung seine Phantasie in Anspruch zu nehmen. Damit aber ist das Entscheidende bereits gesagt. Es muß *eben der Lust- oder Ekelcharakter des Triebziels von seinem Anspruch auf das emotionale Interesse* unterschieden

werden. Wenn man einem Melancholiker, dem seine depressive Lebensgrundstimmung immer wieder trübe Gegenstände vor Augen führt, einem Pessimisten, der aus der Fülle möglicher Inhalte ausschließlich die Leiden symbolisierenden Inhalte auswählt und gewahr wird, versichern wollte: er suche diese Gegenstände düsteren Charakters auf, etwas in ihm wolle und wähle das Leiden, bejahe es und hänge ihm nach — so wird er mit Leidenschaft protestieren und sagen, man verstände ihn nicht, er leide doch am Leiden, er hasse es und wolle es durchaus nicht. Und doch ist wahr, daß er wie blind ist für alles, was nicht Leiden, daß sein Interesse stumpf ist für lustvolle Gegenstände und nur die schmerzlichen betont. Hier findet man denselben Gegensatz: Ekel, Unlust, Widerwillen angesichts des Leidens und doch ein unzerstörbares Interesse an allem, was Leid ist, eine besondere emotionale Ansprechbarkeit durch es. Die gleiche emotionale Ansprechbarkeit aber findet man beim Neurotiker. Sie ist das Ursprüngliche und es ließe sich zeigen, daß überhaupt im ganzen Gebiet des Begehrens und Wünschens der Perversion des Strebens eine Perversion des Fühlens vorausgeht.

Man entsinnt sich vielleicht, wir gingen aus von der Frage: was für ein Interesse hat Diogenes an der Beachtung des Zuschauers. Wir kamen auf die einfachere, näherliegende Frage: was für ein Interesse hat der Essende an der Nahrung. Es zeigte sich, daß man die biologische Betrachtung von der psychologischen abscheiden muß. Der Biologe findet, Selbsterhaltung sei Gegenstand des Interesses für den Essenden. Für den Psychologen ist das Interesse ein emotionales. Dieses emotionale Interesse ist noch nicht die Nahrungsbegierde. Es gibt einen lustvollen, in der Voraussicht der möglichen Stillung angenehmen Hunger; einen unlustvollen, angesichts der Stillungsohnmacht qualvollen Hunger. Es gibt ein »Lüstern sein« nach Speise besonderer Qualität, die Naschhaftigkeit, und es gibt die Gier dessen, der in leidenschaftlicher Orgie und in Exzessen sich an die bloße Lust des Essens selbst verliert. Diese Möglichkeiten sind in der biologischen Perspektive samt und sonders als Modi des Wirksamseins von ein und demselben Trieb zu bewerten, des Eßtriebes; für die psychologische Betrachtung aber handelt es sich um besondere Arten des Fühlbarwerdens, immer des Eßtriebes, um differenzierte Ausarbeitungen des einen und gleichen emotionalen Interesses. Dieses

emotionale Interesse ist in seinem Bestand davon unabhängig, ob sein Gegenstand lust- oder unlustbetont vor Augen steht; unabhängig auch davon, ob sein eigenes Dasein mit Lust oder Qual verbunden ist. Es ist endlich davon unabhängig, ob es in Phantasiebefriedigungen oder Realbefriedigungen übergeht. Dagegen läßt sich beweisen, daß es determinierenden Anteil hat:

1. an der Selektion bestimmter, von einem Wert zusammengehaltener Gegenstände durch die Aufmerksamkeit,
2. am Auftreten der das Triebziel symbolisierenden Gedanken,
3. am Streben nach Durchsetzung des Ich dem Gegenstand gegenüber, wo das Ich aktiv, und nach Durchsetzung des Gegenstandes dem Ich gegenüber, wo das Ich in Selbsthingabe sich verhält,
4. an der Triebhandlung selbst.

Der Zweck dieser Ausführungen ist in Kürze der, festzustellen, daß die Rede, ein emotionales Interesse determiniere das Streben, gleichbedeutend ist mit der Annahme emotionaler Strebungen überhaupt. Strebungen (und Verhaltungsweisen), welche durch ein emotionales Interesse identifizierbarer Qualität determiniert sind, gelten uns als emotionale (qualitative) Strebungen, gleichgültig, ob das Ich in solchen Strebungen sich als aktiv oder passiv tätig erweist; man wird sie am besten mit dem Namen der »Affektbegierden« bezeichnen. Eine solche Affektbegierde ist z. B. die Eßlust. Der Ausdruck »Affektbegierde« bezeichnet am deutlichsten die Zusammengesetztheit der qualitativen Strebung, in die zugleich ein emotionaler und ein voluntaristischer Faktor eingeht. Eine solche »Affektbegierde« aber ist auch alles auf die qualifizierte Beachtung des Zuschauers gerichtete Streben. Auch hier müssen von vornherein zwei Dimensionen des Beachtungstriebes unterschieden werden: die Dimension der Aktivität symbolisiert durch den spontan auf dem Weg der Selbstwertdarstellung Geltungserfolge aufsuchenden, reflektierten Ehrgeiz, und die Dimension der Passivität, bezeichnet durch den Wunsch nach Spontaneität der fremden Beachtung. Beiden Dimensionen gemeinsam ist indessen der Drang nach Expansion des eigenen Selbst in die Beachtungssphäre des Zuschauers hinein. Es ist mit einem Wort der Trieb nach Beachtung ein Spezialfall

des Triebes nach Selbsterweiterung, von ihm aber, und hierauf kommt es in diesem Zusammenhang an, durch eine qualifizierte Interessenrichtung emotionaler Natur abgespalten und verselbständigt.

Gerade in der Ichbedeutung des Triebes besitzen wir indessen eine Möglichkeit des tieferen Eindringens in die Natur des Triebes. Untersucht man nämlich die möglichen Stufen des Selbstgefühls, so finden sich ihnen zugeordnet besondere Manifestationen des Triebes nach Beachtung, welche eine systematische Ordnung der auf Beachtungsreaktionen abzielenden Impulse gestatten. Solche Differenzierungen des Triebes sind, beispielsweise, nicht systematisch gesprochen, die exhibitionistische Zeigelust, der Beachtungswunsch des Diogenes, der Geltungswunsch des Heuchlers, des Poseurs, des heimlich Herrschsüchtigen; ferner der Anerkennungsdurst des Verkannten, der Ehrgeiz in allen seinen Formen, die falsche Ruhmsucht usw. Diesen Differenzierungen des Triebes entsprechen wechselnde Nuancen des emotionalen Interesses an der Beachtung und wechselnde Arten des Verhaltens; z. B. dem Interesse an der fremden Schaulust die Entblößung, dem Interesse am Beachtungserfolg die Selbstdarstellung, dem Interesse am Geltungserfolg die Modi der Selbstwertdarstellung.

Eine methodische Erwägung sei indessen hier noch verstattet. Offenbar nämlich besitzt man in den Bedingungen seines Fühlbarwerdens für die Erforschung der Wirksamkeit eines Triebes den wichtigsten Fingerzeig. Weiß man nun die allgemeinste Bedingung der Befriedigung für einen Trieb, so weiß man umgekehrt auch die allgemeinste Bedingung seines Fühlbarwerdens. Für den Trieb nach Beachtung nun gilt, daß er als gesondert fühlbare Erlebniseinheit in Befriedigung erlischt, überall da, wo zwischen dem aktiven oder passiven Beachtungsanspruch des einzelnen und der Beachtungsbereitschaft seiner Umgebung das Gleichgewicht hergestellt ist. Erst wo dieses Gleichgewicht gestört ist, wo also z. B. der Beachtungserfolg hinter dem Beachtungsanspruch zurückbleibt, gelangt der Trieb nach Beachtung zur Fühlbarkeit und eben damit zu seiner fraglosesten Manifestation. Es repräsentieren sonst die zahllosen Variationen der Beachtungsbedingungen, wie sie das Leben selbst vornimmt, den für die Erforschung des Triebes von der höchsten Instanz in diesen Fragen selber angezeigten Weg, indem der Trieb, solcher-

maßen unter den verschiedensten Umständen gestellt und zur Fühlbarkeit gelangend, gezwungen wird, sein Wesen ebenso wie seine Ichbedeutung zu enthüllen.

III. Bemerkungen zur Pathologie des Triebes nach Beachtung.

Zuerst beispielsweise einige Situationen, welche den Trieb nach Beachtung zur Fühlbarkeit bringen. Da ist einmal die gefürchtetste Maßregel der kameradschaftlichen Selbsterziehung, wie sie gehandhabt wird in englischen Colleges: der Boykott. Dem Boykottierten wird auf Grund einer Abmachung die Beachtung in jeder Form entzogen. Es ist nicht so, daß man dem Boykottierten aus dem Wege geht oder ihn demonstrativ meidet. Darin läge noch viel zu viel Anerkennung seiner Existenz, man übersieht ihn einfach. Wen er anspricht, der blickt nicht fort, der blickt nur ganz gleichgültig an ihm vorbei. Auch ist man nicht besonders schweigsam um ihn her, im Gegenteil, man spricht wie immer, und scherzt und lacht, nur nicht mit ihm. Man entzieht ihm mit einem Wort bis aufs letzte Atom die Lebensluft der Beachtung. Diese Entziehung wirkt nach Angabe der davon Betroffenen wie ein Ersticken, also angstartig. Etwas ähnliches scheint auf einem anderen Niveau, dem seiner künstlerischen Persönlichkeit, Heinrich von Kleist erlebt zu haben, da seine Werke ungehört blieben, wirkungslos und als existierten sie nicht. Analog empfindet offenbar Diogenes, dem mit der Kutte der Hebel geraubt ist, durch welchen er das fremde Interesse bewegt.

Der Sinn des Boykotts ist doch offenbar folgender: Mr. X hat sich eine Handlung zuschulden kommen lassen, welche einem jungen Gentleman nicht ansteht. Statt den Impuls zu jener Handlung zu verdrängen, hat er sich ihm überlassen, und nun behandelt ihn seine Umgebung, wie er selbst jenen Impuls hätte behandeln müssen. Da ein solcher Impuls in der Gestalt einer wahrnehmbaren Handlung nicht existieren soll, existiert derjenige, welcher ihn aufkommen läßt, selber nicht für die Gesellschaft der Wohlgesinnten. Indem seine Lebensäußerungen, ja sein körperliches Dasein selber also aufhören, in die Beachtungssphäre der anderen hinein sich fortzusetzen, fällt für den Boykottierten die gewöhnlichste Bestätigung der eigenen Realität fort, und der Trieb nach Beachtung kommt in Form von Angst zur Fühlbarkeit. Es gibt indessen andererseits rein subjektiv

bedingte Gefährdungen des Beachtungserfolges und damit weitere Anlässe für den Trieb nach Beachtung zur Fühlbarkeit zu gelangen. Man denke hier an die geradezu als Charakterdisposition zu bewertende Eigentümlichkeit gewisser Menschen, jene Beschaffenheit nämlich ihres Manifestationsdranges, welche bewirkt, daß sie systematisch übersehen werden. So Geartete kommen zur Türe herein und man bemerkt sie nicht; sie sprechen und es ist als hätten sie nichts gesagt; sie stehen an der Garderobe und reichen ihr Billet, allein andere, später hinzugekommene erhalten statt ihrer die Mäntel. Sie tun alles was sie tun mit einem Mangel an Eindringlichkeit, und vermögen allerlei, nur das eine nicht, das Interesse des Zuschauers zu bewegen. Vielleicht empfindet der einzelne diesen Mangel an Eindringlichkeit nicht, vielleicht effaciert er sich selbst. Vielleicht aber sind auch die darstellerischen Vorgänge in ihrer Gesamtheit gestört, es kann der einzelne, wie man sagt, »nicht aus sich heraus«, dann durchzieht ein Moment der Reflexion die einzelnen Äußerungen, und das Bedürfnis den Zuschauer zu gewinnen kommt als Unruhe, Verlegenheit, Gehemmtheit, Scheu, also wiederum in angstartigen Zuständen zur Fühlbarkeit. Wiederum findet man dann z. B. bei alten Leuten eine besondere Unruhe und Empfindlichkeit des Geltungsbedürfnisses, welche gründend im Gefühl herabgeminderter Kraft und Wirklichkeit, also in einer besonderen Modifikation des Selbstwertgefühls sich der Analyse erweist als Angst vor dem Nachlassen der Rücksichtnahme und Aufmerksamkeit von seiten des Zuschauers. Es ist darum ein bekannter Grundsatz der Ritterlichkeit, alten Leuten durch besonders betonte Zuwendung der Beachtung das zu ersetzen, was ihnen an natürlichem Beachtungsanspruch mit der eindringlichen Kraft ihrer Jugend verloren ging.

Sieht man also den Trieb nach Beachtung in einer noch nicht verständlichen Angst zur Fühlbarkeit gelangen, so fragt es sich, was denn eigentlich der Inhalt dieser Angst ist. Wie ja bereits der Hinweis auf die »Ichbedeutung« des Triebes besagt, wird dem einzelnen in der Beachtung des Zuschauers mehr zuteil, als die Befriedigung eines rein emotionalen Interesses, was ihm aber überhaupt zuteil werden kann, hängt ab von der Entscheidung über den eigentlichen Gegenstand der fremden Beachtung. Sagt man, wie es gefordert scheint, Gegenstand dieser Beachtung sei die Person des

Beachteten, so ist diese Behauptung insofern einzuschränken, als doch niemals die eigene Person in ihrer Totalität gleichmäßig Gegenstand der Beachtung wird, sondern nur durch einen Inhalt hindurch, dessen Darsteller sie im Zeitpunkt des Beachtungsvorganges ist. Ja, bereits Eigenschaften, Haltungen, Dispositionen des Könnens, Tugenden und Laster werden für gewöhnlich nur durch ihre jeweiligen Realisierungen und Konkretisierungen hindurch erfaßbar. So erfaßt der Zuschauer in der Kutte die Bedürfnislosigkeit des Diogenes, in jener aber wiederum ihn selbst; so wird in der konkreten Muthandlung der Mutige sichtbar. In die einzelne Raum- und Zeitstelle, in die tägliche Wirklichkeit fügt die Persönlichkeit zwar mit ihrer Totalität sich ein, gegeben aber ist sie in der Gestalt eines von Zeitpunkt zu Zeitpunkt sich verschiebenden Erscheinungsreliefs, also gegliedert, und zwar so, daß sie mit dieser Seite ihres Wesens in die Augen springt, mit der anderen zurücktritt. Bestimmend für die Gliederung des Erscheinungsreliefs ist die wechselnde Ichnähe der jeweils kundgetanen Wesensseiten. So wird angesichts der einzelnen Muthandlung ein Kundiger vielleicht unterscheiden können, ob hier die Muthandlung vorliegt eines Sensitiven oder Irritablen, eines Sanguinikers oder Phlegmatikers, eines Stolzen oder Bescheidenen, dennoch treten diese mitkundgetanen Seiten der lebendigen Gesamtpersönlichkeit hinter die Kundgabe ihres Mutes zurück. Die Muthandlung bezeichnet die aktuelle Realisationsstelle der sich objektivierenden Persönlichkeit; mit ihr identifiziert sich handelnd die Persönlichkeit an diesem besonderen Raum- und Zeitpunkt, sie bestimmt das Erscheinungsrelief des Augenblicks, ihr auch wendet sich die triebhafte Aufmerksamkeit etwaiger Zuschauer zu. Wie die Muthandlung aber ist jede Äußerung der lebendigen Gesamtpersönlichkeit überhaupt, und so auch eine etwaige Fehlhandlung zugleich als Kundgabe und Objektivierung der Persönlichkeit zu bewerten[1].

Gegenstand der triebhaften Beachtung sind also für den Zuschauer einerseits die Objektivationsstellen der lebendigen Gesamtpersönlichkeit. Daneben aber findet man wirksam Dauereinstellungen der qualifizierten Beachtung; solche Dauereinstellungen beziehen

[1] Es ist mit einem Wort für den »Objektivationscharakter« einer Äußerung irrelevant, ob die Gesamtpersönlichkeit in ihr als geistbestimmtes oder naturbestimmtes Wesen sichtbar wird.

sich auf die Persönlichkeit in den verschiedenen Schichten ihrer Existenz, symbolisiert z. B. durch die körperliche Erscheinung, die Kleidung, die Vitalität, die wirtschaftliche Dignität, die soziale Position, die Moralität usw. des einzelnen. Es sind also die ichfremden Seinsgebiete z. B. der Vitalität, der wirtschaftlichen und sozialen Güter, der sittlichen oder ästhetischen Werte, an welchen die Persönlichkeit teil hat, und innerhalb welcher sie in Dauerrichtungen der Beachtung vom Zuschauer lokalisiert wird. Dabei ist nun freilich niemand identisch mit seiner Vitalität, seinem Besitz, seinen Titeln, seiner Ehre, seiner Sittlichkeit, und doch gehört zum Sein der lebendigen Gesamtpersönlichkeit ihr Anteil an diesen verschiedenen Seinsgebieten. Trotz aller möglichen Täuschungen über den objektiven Anspruch dieser Seinsgebiete auf die Gesamtpersönlichkeit verhält sich dies wie gesagt, und es ist darum nur konsequent und bedarf keiner Klagen über die Ungerechtigkeit des Weltlaufs, wenn dem einzelnen innerhalb des Seinsgebietes, das er vielleicht um eines Höheren willen aufgegeben hat, die positive Beachtung entzogen wird von allen für jenes Höhere Blinden, wenn also z. B. der Bettler unbeschadet seiner Heiligkeit vom reichen Prasser ein Bettler gescholten wird.

Gemeinhin nun fundiert die den Ausschnitten personalen Seins zugewendete Beachtungskonstante den einzelnen, ausdrücklichen, vom jeweiligen Objektivationsvorgang der Persönlichkeit angezogenen Beachtungsvorgang des Zuschauers, und dies einfach darum, weil die einzelnen Objektivationsvorgänge der Persönlichkeit sich innerhalb der Seinsgebiete vollziehen, an welchen sie teil hat. So geht jemand als Sieger aus einem sportlichen Wettkampf hervor und lenkt die Aufmerksamkeit des Zuschauers in ausdrücklicher Weise auf die in das Bild seiner Persönlichkeit bereits aufgenommene körperliche Gewandtheit. So gewinnt ein anderer zu seinen Millionen sichtbarlich die weitere Million hinzu und wächst zugleich an wirtschaftlichem Sein und Beachtungsanspruch für die durch wirtschaftliche Güter determinierte konstante Beachtungsrichtung des Zuschauers.

Mit diesen allgemeinsten Richtungen der fremden Beachtung nimmt, unter der Herrschaft des Triebes stehend, der einzelne Fühlung, und zwar in der doppelten Form des aktiven und passiven Strebens nach Beachtung. Sucht er, von aktivem Beachtungsstreben

geleitet selbstdarstellerisch auf die eigenen Objektivationsvorgänge die Beachtung des Zuschauers zu lenken, so ist es die eigene Existenz selbst, für welche er, von passivem Beachtungsstreben bewegt, das Interesse des Zuschauers beansprucht. Meistens treten beide Richtungen des Triebes verbunden in Aktion und zwar so, daß z. B. von passivem Streben geleitet, der einzelne vom Zuschauer und seiner Beachtungsbereitschaft die Richtung der Selbstdarstellung sich diktieren läßt, innerhalb welcher Richtung er dann sich aktiv selbstdarstellerisch entfaltet.

Was also der Zuschauer durch Beachtungsverweigerung (»Boykott« z. B.) überhaupt dem einzelnen entziehen kann, ist ganz allgemein gesprochen das emotionale Zugeständnis seiner Existenz und ihrer Äußerungen, eventuell des Wertes seiner Existenz und ihrer Äußerungen. Wie weit der einzelne durch solche emotionale Anfechtung seiner Existenz oder ihrer jeweiligen Manifestation zu treffen ist, hängt wesentlich vom Grad seiner Freiheit ab; angenommen aber, es lebe jemand restlos durch seinen Trieb nach Beachtung, es habe also der Trieb im Gebiet der Gesamtpersönlichkeit die Lebensstelle inne, es fühle also einer sich seiend einzig und allein durch die Resonanz seiner Existenz im Zuschauer, so wird die Beachtungsverweigerung notwendig als Ausdruck der eigenen Nichtexistenz erlebt werden. Es ist dann nichts anderes als der adäquate Ausdruck für den dieses Gefühl der Nichtexistenz begleitenden Angstaffekt, wenn jemand, über den ein »bürgerlicher Tod« verhängt ist, wie man oftmals hört, ratlos und an seinem Dasein verzweifelnd es auch nach seiner körperlichen Seite zu vernichten sucht.

Wie Beachtungsverweigerung, so bringt auch die konzentrierte Zuwendung der Beachtung den Trieb zur Fühlbarkeit. Richten sich die Augen und Ohren der Anwesenden mit einem Mal auf die eigene Person, so wird man mit angstgefärbtem Unbehagen leicht auf sich selber aufmerksam und wie immer führt diese Verschiebung der Aufmerksamkeit, indem sie die Realisationsvorgänge der Person, die unbefangene Hingabe an die Gegenstände ihrer Rede oder ihres Tuns beeinträchtigt, zur Beunruhigung des Triebes nach Beachtung. Es sei hier ferner erinnert an das Unbehagen dessen, der sich beobachtet fühlt. Je nach seiner Veranlagung wird der einzelne unter dem Druck der fremden Beobachtung entweder in Angst geraten,

verstummen, erstarren, sich »in sich selber verkriechen«, oder die Beachtungsangst verdrängend in übertriebener Lebhaftigkeit die Äußerung in Rede, Lachen, Aktion forcieren. Dabei ist es im Effekt gleichgültig, ob diese Beobachtung in Wirklichkeit besteht, oder nur in der Einbildung des Beobachtungsscheuen. Prüft man nun diese Ängste, so zeigt sich, daß sie in bezug auf den Inhalt von der Angst der Beachtungsverweigerung nicht wesentlich verschieden sind. Wer sich beobachtet fühlt, fühlt sich in peinlicher Weise auf seine jeweilige Äußerung reduziert. Der Beobachter vertauscht das Verhältnis der emotionalen Gegenseitigkeit, welches die Basis alles Verkehrs ist, mit der zweckgeleiteten Beobachtungseinstellung auf die peripherste Äußerung; er verengert also das Erscheinungsrelief der fremden Gesamtpersönlichkeit, indem er sie detailliert und parzelliert. Wie dem Beobachter wird dem Beobachteten die eigene Existenz fragwürdig. Des einzig adäquaten Zugeständnisses seiner Realität, des emotionalen nämlich, von seiten des Zuschauers beraubt, erlebt er diese plötzliche existentielle Problematik in einem Angstaffekt[1].

Ein besonderer Modus des Fühlbarwerdens für den Trieb nach Beachtung ist weiterhin gegeben in den neurotischen, zeigelustigbedingten Angstaffekten. Wie bereits angedeutet (vgl. S. 62), gibt es eine elementarste Realisationsstufe für den Trieb nach Beachtung, die exhibitionistische Zeigelust. Wenn wir von der Zeigelust als einer besonderen und normalen Realisationsstufe des Triebes nach Beachtung sprechen, geschieht das in der Erwägung, daß ihre, der Zeigelust Befriedigung, mit dem Anspruch auftretend definitives »Sexualziel« des Erwachsenen zu sein zwar als Perversion zu bewerten ist, als natürliche Durchgangstation der Entwicklung indessen beim Kind (vgl. FREUD: Abhandlungen zur Sexualtheorie). Es ist uns bekannt, daß die Untersuchung dieser emotionalen Fragen die biologischen Probleme bevorzugt, uns indessen interessiert vorzugsweise die Ichbedeutung der Triebbegebenheit, speziell die Ichbedeutung der infantilen Zeigelust. Man vermißt gemeinhin das Interesse für diese Richtung des Problems, und doch scheint es außerordentlich der Erwägung würdig, was überhaupt denn ein so merkwürdiges Tun,

---

[1] Daß aber die eigene Existenz für den einzelnen fragwürdig werden kann, bedarf allerdings noch einer genaueren Erklärung, die hier in diesem deskriptiven Teil der Untersuchung nicht gegeben werden kann.

wie die demonstrative Entblößung oder der demonstrative Vollzug der exkrementellen Funktion für die infantile Gesamtpersönlichkeit bedeutet. Eine Einstellung, welche Phänomene des Geschlechtslebens nicht einfach als letzte Tatsachen bewertet, über die selber sich noch Gedanken zu machen überflüssig erscheint, treibt also zur Frage, was für ein persönliches Interesse, außer dem rein emotionalen, zeigelustigen Interesse das Kind veranlaßt, die fremde Schaulust aufzusuchen. Ein Anhaltungspunkt für solche Erwägungen ist gegeben in der Tatsache, daß exhibitionistische Vorgänge in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Phänomen der Kleidung stehen, daß sie genauer als Reaktionsimpulse gegen die Kleidung auftreten. Was nun die Kleidung, soweit sie Ausdruck ist und nicht Schutz, bedeutet, ob sie einfach als Sitte tradiert am Kind vorgenommen wird, ob dahinter der Trieb wirksam ist, ein Mysterium, nämlich die Geschlechtsfunktion adäquat symbolisch, also mittels Verhüllung darzustellen (heidnisch-hellenische Einstellung), oder einen Makel, ein Gebrechen aus den Augen zu rücken (jüdisch-gnostische Einstellung) — das soll hier nicht untersucht werden. Es genügt festzustellen, daß als Ausdruck genommen die Kleidung einem partiellen Bestreiten der leiblichen Erscheinung an Wert gleichkommt. Bedenkt man nun ferner, daß für das Kind Ichsphäre und Leibsphäre koinzidieren, so ist verständlich, daß die Verhüllung und das Gebot der heimlichen Erledigung für die auffallendsten Leistungen des Körpers nicht nur als Leibverdrängung sondern auch als Ichverdrängung erfahren wird. Es ist dann ein natürlicher Impuls, gegen diese von der Kleidung vorgenommenen Bestreitung der eigenen Erscheinung durch besondere Betonung des bestrittenen Teiles in einem gesonderten Akt zeigelustgeleiteten Verhaltens anzugehen. Drückt die Kleidung aus: der Leib gehört nicht in gleichem Sinn zu dir, die Genitalsphäre speziell, ist nicht »Du« im gleichen Sinn wie Antlitz oder Hand, so kommt die Entblößung einem Versuch gleich, die Integrität der primitiven Gesamtpersönlichkeit wiederherzustellen und bedeutet die demonstrative Ineinssetzung von Ich und Genitalsphäre mit werbendem Hinblick auf den Zuschauer.

Da aber die geistige Persönlichkeit sich in der Tat nur durch sukzessive Verdrängung und Transsubstantion der naturhaften Triebmaterie konstituiert, liegt es bereits in der Natur dieses primitiven

Versuches, das Ich und die Naturmacht des Geschlechtlichen gleichzusetzen, und diese Gleichsetzung darzustellen begründet, daß er auf einen negativen Beachtungserfolg beim Zuschauer stoßen muß. Es ist also hiermit die erste Stelle bezeichnet, wo der Beachtungsanspruch des einzelnen und die Beachtungsbereitschaft der Umgebung in Konflikt geraten. Wer Einblick in das Leben von Psychasthenikern hat, weiß, wie grundlegend vielfach dieser Konflikt für die Selbstwertproblematik der späteren Jahre ist.

Hier sei indessen an eine typische Möglichkeit gedacht, wie der Beachtungstrieb und zwar gerade seine Zeigelustphase in einem Angstaffekt zur Fühlbarkeit gelangen kann. Es handelt sich um eine Frau, sie sucht den Nervenarzt auf und beklagt sich über allerlei Angtszustände, vorzugsweise über die Angst, beim An- und Auskleiden beobachtet zu werden. Die ersten Äußerungen dieses Angstaffektes bezogen sich auf ihren Hund, dessen Anwesenheit bei der Toilette anfing unerträglich zu werden. Der Hund wurde entfernt, aber nun waren es die Vorhänge, wie leicht konnte jemand durch die Vorhänge sehen. So wurden nun die Stores herabgelassen, allein auch die Stores schienen nicht hinlänglich undurchsichtig; es blieben indes noch die Läden, allerdings mußte nun die Toilette bei künstlichem Licht vorgenommen werden, und die Helligkeit im Zimmer erinnerte sie an den Lichtschein, der durch Schlüssellöcher fällt, und daran, wie verführerisch solche Schlüssellöcher sind, und daß nicht leicht ein Neugieriger am Schlüsselloch ihrer Türe vorbeigehen würde. Erwies indessen der Gang sich als leer, so wurde das Zimmer wieder verdächtigt und durchgesucht. Einmal ertappte sie sich dabei, wie sie beunruhigt durch die stechenden Augen eines männlichen Porträts an der Wand, es abhing und umdrehte; dazu fiel ihr ein, daß sie gelesen hatte von Gemälden an der Wand, irgendwo in Ägypten, Bilder mit durchlöcherten Sehstellen, dahinter aber die Augen von neugierig Lauschenden.

Wie man sieht, ist die Phantasie der Geängsteten durchweg begierig, Möglichkeiten des Gesehenwerdens aufzusuchen. Nach dem, was Seite 59—60 über die Wirksamkeit eines Triebes ausgemacht wurde, muß hier in der Tat auf eine Reaktivierung der Zeigelustphase des Beachtungstriebes geschlossen werden. Die wache, bewußte Persönlichkeit widerstrebt indessen jenen Möglichkeiten aufs ent-

schiedenste, allein sie verhindert nicht, daß die Phantasie von allen Seiten, immer wieder ihr jene Möglichkeit aufdrängt. Es läßt sich also deutlich die Wirksamkeit zweier Tendenzen nachweisen; eine Tendenz triebhafter, unwillkürlicher, zeigelustiger Art, welche überall die Augen eines Schaulustigen wittert und herbeiahnt und eine Gegentendenz, welche bewußt Sicherungen gegen die von der ersten Tendenz gesetzten Inhalte vornimmt. Es ist darum falsch zu sagen[1], die Kranke wünsche gesehen zu werden. Sie wünscht ja leidenschaftlich gerade nicht gesehen zu werden, der Wunsch nicht gesehen zu werden hat die Ichstelle der Gesamtpersönlichkeit inne. Im Bereich der Gesamtpersönlichkeit aber ist wirksam ein zweiter Faktor, die Zeigelustphase des Beachtungstriebes also eine archäische, seit langem aufgegebene Wunschstelle des Ich. Aus hier nicht zu erörternden Gründen gelangt diese zur Wirksamkeit und zwar so, daß sie eigenmächtig, mit der Kraft einer Naturmacht die aktuelle Wunschstelle des Ich, den Wunsch nicht gesehen zu werden, anficht. Der Widerstreit dieser kontradiktorisch entgegengesetzten Tendenzen und ihr Kampf um die Ichstelle innerhalb der nun in sich geteilten Gesamtpersönlichkeit gelangt in einem Angstaffekt zur Fühlbarkeit.

Wie dieser Fall sie in relativer Isolierung, so zeigt ein anderer die Reaktivierung der Zeigelustphase in Verbindung mit Beunruhigungen des Selbstwertgefühls. Es handelt sich um einen jungen Mann mit leicht zwangsneurotischem Einschlag. Er kommt zu einem Augenarzt, sein Leiden ist eine harmlose Kurzsichtigkeit des linken Auges, er bittet um ein Monokel für eben dieses Auge. Dagegen ist nichts einzuwenden, das Glas wird ausgewählt, probiert und schließlich getragen. Es entspricht ganz und gar den Bedürfnissen des jungen Mannes; ja es bereitet ihm sogar eine besondere Genugtuung es aufzusetzen, sich im Spiegel zu bewundern und das Glas in der Stadt herumzutragen. Nach einigen Tagen jedoch erscheint der junge Mann bei seinen Bekannten ohne das Glas. Es fällt auf. Von einem Freunde angegangen, vertraut er sich ihm an. Es sei ihm zur dringenden Notwendigkeit geworden das Glas abzulegen, als die Ursache eines ganz unerträglichen und angstvollen Zustandes.

[1] Wie Psychoanalytiker aus therapeutisch-pädagogisch zu rechtfertigenden Gründen, dann aber leider auch in wissenschaftlichen Diskussionen zu tun pflegen.

Und zwar wirkte das Glas folgendermaßen: ging unser Freund innerhalb der Stadt spazieren, so fühlte er sich neuerdings beobachtet, ja er hatte den peinlichen Eindruck, durch sein Monokel aufs unangenehmste aufzufallen. Offenbar erregte er Anstoß; die Leute, so dünkte ihn, blieben auf der Straße stehen und blickten ihm nach; Gassenjungen pfiffen hinter ihm drein. Begegnete er Freunden, so lachten sie höhnisch ihn an; die Frauen waren kurz und behandelten ihn geringschätzig, Worte wie »Laffe« und »Geck« hörte er zu verschiedenen Malen in seiner Nähe fallen. Kurz, er hatte den Eindruck Gegenstand einer allgemeinen, feindseligen Beachtung zu sein, und genauer: diese feindselige Beachtung durch sein Monokel sich zugezogen zu haben. — Genauer befragt gibt der junge Mann zu, das geheime, ihm bis zu diesem Augenblick entzogene Motiv des Monokelkaufs sei nicht die Kurzsichtigkeit gewesen, sondern der Wunsch, mit der »Feschheit« von monokeltragenden Offizieren und Studenten zu rivalisieren[1].

Von größter Wichtigkeit ist dieses Zugeständnis. Zwei Seiten der Begebenheit springen auf Grund einer solchen Feststellung erst

---

[1] Für Kundige sei ein Traum hier eingefügt, welcher mit Angst verbunden dem Träumer in den Tagen seines Monokelabenteuers widerfuhr. Er träumt: »Ich befinde mich in einem Kreis von Frauen; eine darunter schien mir verkleidet und besonders auffallend durch eine Brosche, wie ich sie nur an meiner Mutter beobachtet hatte. Vor diesen Frauen produzierte ich mich in allerlei akrobatischen Künsten. Diese bestanden darin, daß ich einen tubusartigen Gegenstand in der Länge von 17 cm in komplizierten Bewegungen an die Augen hielt; die Bewegungen waren sehr mühsam und machten mir Angst. Dabei hatte ich den Eindruck, als würden meine Augen um den angelegten Tubus länger. Die Frauen bewunderten mich sehr«. Dieser Traum, dessen Analyse zu weit führen würde, ist deutlich exhibitionistischer Natur; er zeigt einerseits den Gegenstand der zeigelustigen Impulse, andererseits bereits die zeigelustgeleitete Verwendung der Augen. Diese wurde nach der Erzählung des jungen Mannes angebahnt durch ein vom Vater gepflegtes Spiel. Der Vater legte Wert auf gute Augen; ein Mann, so pflegte er zu sagen, muß scharf sehen, scharf und weit; auf gemeinsamen Spaziergängen nun wetteiferten beide, Vater und Sohn, wer von ihnen ferngelegene Gegenstände als erster zu Gesicht bekommen möchte. Es handelte sich dabei um Wild an Waldabhängen, um ferne Kirchturmkreuze, um den Stand der Uhr auf fernen Zifferblättern. Dabei erfüllte es den jungen Mann mit der größten Genugtuung, daß nach geraumer Zeit er eine größere Sehschärfe an den Tag legte als der Vater, daß er also in dem Wettstreit mit ihm als Sieger hervorging. Er pflegte solche Ereignisse mit besonderem Stolz der Mutter zu erzählen, die ihn dann zärtlich auf die Augen küßte.

recht in die Augen. Einmal der eingebildete negative Geltungserfolg trotz heimlich intendierten positiven Geltungserfolgs. Und dann trotz herbeigewünschter Steigerung des Selbstwertgefühls (Feschheitsbewußtsein) seine tatsächliche Minderung (Gefühl lächerlich, verächtlich usw. zu sein). Auffallend ist ferner, daß ein so harmloser Wunsch, wie der »fesch« zu sein gleich den anderen, von so grausamen Folgen begleitet sein kann. Diese Folgen sind zwar nur »eingebildet«, Phantasieinhalte also, allein dennoch bestehen sie für das Gefühl. Die tiefer dringende Analyse stößt dann allerdings auf frühere Wunschstellen des Ich, auf exhibitionistische Impulse. Allein auch die Einsicht in diese Impulse macht noch nicht deutlich, warum die in ihnen gründende Täuschung über die Tatsache der fremden Beachtung begleitet ist von einer Täuschung über den negativen Charakter eben dieser Beachtung. Erst wenn aufgezeigt worden ist, daß hier eine emotionale Dauersituation der Kindheit determinierende Bedeutung für die aktuelle Situation gewinnt, genauer: daß die in der infantilen Situation begründete Notwendigkeit, in zeigelustiger Rivalität mit einem überlegenen Vaterprinzip zu unterliegen, die Erfahrungen angesichts des Monokelpublikums nach sich formt — erst dann wäre das Verständnis jenes eingebildeten und negativen Beachtungserfolges angebahnt. Uns indessen, die wir in deskriptiver Analyse dem Fühlbarwerden des Triebes nach Beachtung nachgehen, interessiert eine andere Seite der Begebenheit vor allen. Offenbar nämlich wird der negative Geltungserfolg von der Phantasie des jungen Mannes geradezu aufgesucht. Gleichgültig aus welchen Gründen, eines ist sicher, er wird aufgesucht. Befolgt man aber das für alle emotionale Psychologie grundlegende Prinzip, vom emotionalen Wert irgendwelcher Gedanken auf die Natur der Triebimpulse zu schließen, zu welchen die Gedanken im Verhältnis der Erfüllung stehen, so zwingt in unserem Fall der Effekt des Monokeltragens, der eingebildete, negative Geltungserfolg also, zur Annahme eines negativen Geltungsstrebens überhaupt. Neben der Tendenz, sich als »fesch« zu erweisen steht offenbar eine andere Tendenz und setzt sich durch: die Gegentendenz, sich »zu blamieren«.

Befremdlich, wie eine solche Tendenz für den ersten Anblick erscheint, ist sie doch nicht ohne Korrelate auf den primitiveren Realisationsstufen des Triebes nach Beachtung. Da ist zuerst die

Zeigelustphase des Triebes und man weiß: gleichwertig neben dem Impuls zur Entblößung steht ein Gegenimpuls, der Impuls zur Verhüllung. Dem emotionalen Interesse an der Entblößung entspricht ein emotionales Interesse an der Verhüllung, der Zeigelust die Scham. Dabei ist die Scham durchaus nicht bloß, wie schon behauptet wurde, eine Reaktionsbildung auf die Zeigelust, sondern eine produktive und neue Kraft der Seele. Angenommen es habe die Verdrängung der Zeigelust eine »Affektverwandlung« zur Folge, derart, daß ihre Realisierung statt Lust Unlust einbringt, so ist diese Unlustbetonung des Triebziels in keiner Weise noch Scham. Die Verdrängung als solche hat eine rein negative Funktion: die Vernichtung von primitiven Wunschstellen des Ich; ob an Stelle der vernichteten Wunschrichtungen neue Wunschstellen sich bilden, ist dagegen abhängig von der Produktivität des jeweils Verdrängenden, es ist mit einem Wort die emotionale Betonung der Verhüllung im Gegensatz zur emotionalen Betonung der Entblößung mehr als ein bloßes Aufgeben der letzteren[1]. Ganz deutlich wird das Vorhandensein beider Impulse, wo sie gemeinsam auftretend eine einzige Haltung determinieren. Eine solche Handlung ist z. B. die »lockende Verhüllung«, eine vorzugsweise weibliche Haltung: Im Betonen der Verhüllung ist wirksam der Gegenimpuls gegen die Zeigelust, im lockenden Einschlag dagegen der zeigelustige Impuls selber und dieser gibt der Gesamthaltung das Gepräge und macht, daß in der Abwehr nach der fremden Schaulust sie selber gesucht scheint.

Ganz analog sieht man aut der Realisationsstufe des Beachtungswunsches den einzelnen nicht nur Beachtung suchen, sondern auch sich effazieren, und dieses Sicheffazieren ist wiederum mehr als die bloße Verdrängung des Strebens nach Beachtung. Es kann also nicht verwundern, wenn auch auf der dem Selbstwertgefühl zugeordneten Phase des Triebes zwei Dimensionen zur Wahrnehmung gelangen: das positive und das negative Geltungsstreben.

Indessen muß hier verschiedenes berücksichtigt werden. Wenn Herostrates den Tempel in irregeleiteter Ruhmsucht entzündet, so

---

[1] Der angedeutete Unterschied ist von höchster Wichtigkeit für die Beurteilung auch der religiösen Askese. Alle Askese ist entweder destruktive oder produktive Askese, je nachdem ob die Unterdrückung des Trieblebens Kräfte zerstört oder Kräften zum Durchbruch verhilft.

erheben sich wohl rings um ihn her die Stimmen derer, welche sein Tun verwerfen. Sie erheben sich indes realiter und nichts wäre so falsch wie die Annahme, Herostrates suche dieses Verwerfungsurteil oder habe ein emotionales Interesse an ihm. Er befindet sich vielmehr in der Verfassung des Don Garcia, des spanischen Lügenhelden, den Ruiz de Alarcon sagen läßt (la verdad sospechosa):

»Überall soll man von mir,
Wenn auch Böses reden, reden.
Brannte jener nicht den Tempel
Nieder, um sich zu verew'gen!«

Gleichgültigkeit gegen den Geltungserfolg ist in der Tat die Verfassung des Herostrates, während sein emotionales Interesse sich vollständig auf den Beachtungserfolg konzentriert, der weder positiv noch negativ ist. Nur dies interessiert ihn, daß er auffällt, daß Augen eines Volkes auf ihm ruhen, Griechenland von ihm spricht. Sein Selbstwertgefühl hat keinen Anteil an der Handlung[1].

Allein auch da, wo tatsächlich ein emotionales Interesse am negativen Geltungserfolg das Verhalten determiniert, sieht man es niemals unbestritten die Ichstelle einnehmen. Niemand kann in der Tat mit ungeteiltem Herzen eine negative Selbstdarstellung und die Verwerfung von seiten des Zuschauers wünschen. Es sei hier beispielsweise erinnert an Nastassja Filippowna in »Der Idiot« von Dostojewski. Nastassja ist in ihrer Jugend Opfer geworden eines niedrigen Verführers, und dieses Erlebnis wurde für das fernere Schicksal der Nastassja bestimmend, ganz wie traumatische Ereignisse im Sinn der Neurosenpsychologie bestimmend werden. Es ist nicht so, daß nicht ihre Seele dürstet nach Reinigung von jenem Makel und nach Befreiung von dem Gefühl einer immer wieder wollüstig aufgesuchten Erniedrigung, allein dennoch, in dem Augenblick, da jemand allen Ernstes mit der Kraft ganz echten Mitleids sie angeht, bemüht mit seiner Achtung sie zur Selbstachtung, mit seiner Liebe sie zum Gefühl eigener Würde aufzurichten, bricht der

[1] Eher läßt sich dagegen auf eine Problematik des Lebensgefühls und Existenzgefühls bei Herostrates schließen. Wie der Zeigelustphase des Triebes nach Beachtung jene Modifikation des Selbstgefühls zugeordnet ist, welche man als Autoerotismus bezeichnet, so der Phase des Beachtungsstrebens das Existenzgefühl, der Phase des Geltungsstrebens aber das Selbstwertgefühl. Erst in einem zweiten Teil kann auf diese Zusammenhänge näher eingegangen werden.

Gegenimpuls sich Bahn, das negative Geltungsstreben, und es erfaßt sie eine Art Raserei, dem anderen zu zeigen, wie gemein, wie unrettbar niedrig und erniedrigt sie ist. Überhaupt ist ja gemeinhin einer der wesentlichsten Anlässe für das in Aktion Treten des negativen Geltungsstrebens jene Verfassung des Selbstgefühls, die wir bereits als Selbstwertproblematik festlegten. Neben der existentiellen Problematik des vital Gehemmten und der Problematik des Könnens (Selbstzweifel) steht die Problematik des eigenen Wertes (Selbstwertzweifel). Es ist nun nichts als eine Folge jenes primären Impulses, als den einen sich zu fühlen und als der gleiche auch zu erscheinen, daß, wer sich niedrig, gemein, schwach, kurz unwert fühlt, auch als niedrig, gemein usw. zu erscheinen in sich zum mindesten den Antrieb birgt. Mancher, dem falsches Lob entgegengebracht wird, verspürt in sich den Impuls, in trotziger Selbstverkleinerung aufzubrechen. Analog aber sieht man den einzelnen, dem gefühlsmäßig der eigene Wert fragwürdig ist, mit Mißtrauen und Angst die einzelne Äußerung begleiten. Weiß er doch nie, ob sie ihn im Wertschein eines positiven oder negativen Wertes zeigen wird. Man kann diese Verfassung der Selbstwertproblematik genauer bezeichnen als Exzentrizität des Selbstgefühls. Sie ist der unmittelbare Anlaß für die Reagibilität, Empfindlichkeit und Zweideutigkeit des Geltungsstrebens. Wer seiner selbst gewiß ist, in dem Sinn, daß er mit der ganzen Fülle seiner Person, seiner Werte, seiner Vitalität, seines geistigen und leiblichen Besitzes tragender Boden aller einzelnen Äußerungen ist, wer in diesem Sinn zentriert ist, hat nicht zu befürchten, durch irgend eine Äußerung, durch Zeigen eines Mangels oder Versagens, seines Selbstwerts gefühlsmäßig verlustig zu gehen. Wo dagegen die einzelne Äußerung für das Selbstgefühl der Person die Funktion hat über Wert oder Unwert, Sein oder Nichtsein eben dieser Person zu entscheiden, wo also der einzelne nicht in dem alle Einzeläußerungen überdauernden Gefühl seines Wertes ruht, da geschieht das Merkwürdige, daß jeder periphere Wert oder Unwert, der an ihm sichtbar wird, für das Gefühl des Sichäußernden zur Dignität eines absoluten Selbstwertes aufrückt. Ein gut gewendetes Wort in der Rede, und der so Disponierte fühlt sich als Gott, als Genie, allen überlegen usw., während ein schlecht gewendetes Wort ihn aus allen Himmeln des Selbstgefühls stürzt.

Diesem Oszillieren des Selbstwertgefühls nun entspricht das Oszillieren des Geltungsstrebens. Ein Beispiel statt vieler. Es handelt sich um eine Gesellschaft, und die wechselnde Rede kommt auf einen bestimmten Gegenstand, dieser Gegenstand aber liege nicht im Wissensbereich eines der Anwesenden. Dann wird seiner Selbstwertgewißheit das Zugeständnis seines Nichtwissens nicht schwer fallen. Fühlt er doch um sich die Fülle seiner Existenz und den Gesamtwert seiner Persönlichkeit, die durch eine stellenweise Ohnmacht, die Ohnmacht des Nichtwissens nicht anzufechten ist. Anders dagegen der Problematiker des Selbstwertgefühls. Zugestehen, daß er nicht weiß, ist zugestehen, daß er vom Wert des Wissens für den Augenblick wenigstens ausgeschlossen ist. Dieses Zugeständnis fällt ihm vielleicht in seiner Kammer nicht schwer, allein hier, in der drängenden Realität, vor Zeugen, eines übergreifenden Selbstwertbewußtseins beraubt, unfähig gegen das im Zuschauer auftauchende Bild seiner Wissensohnmacht irgend Gültiges auszuspielen, vollzieht an ihm die für die Exzentrizität des Selbstgefühls typische Wertverschiebung: es rückt der Unwert seines Nichtwissens zum Selbstwert auf. Aus diesem Zusammenbruch des Selbstwertgefühls führt dann der doppelte Ausweg des positiven oder negativen Geltungsstrebens: entweder wird der einzelne nun »Wissen« vortäuschend durch einen raschen Betrug, indem er den Eindruck des Zuschauers fälscht, den Selbstwert des Wissens erschleichen, oder er wird dem negativen Geltungsstreben sich überlassend, zugleich aber Macht über die Ohnmacht seines Nichtwissens vorgebend, das Nichtwissen betonen, ausarbeiten, vergrößern; er wird behaupten, überhaupt durch und durch unwissend zu sein, ja der Unwissendste von der Welt, ganz und gar ein Tor und ein aller Kenntnis Beraubter.

Es sei hier noch schließlich an den Anteil des Beachtungstriebes und genauer: der Perversion des Geltungsstrebens an Dauerselbsttäuschungen des Hysterikers (eventuell des Unfallneurotikers) erinnert. Sicherlich lassen sich auf Grund systematisch unternommener Durchforschung der dem Bewußtsein entzogenen emotionalen Schichten der Seele jene Determinanten aufzeigen, welche für den materialen Gehalt des Symptoms z. B. die Kontraktur, das hysterische Erbrechen usw. verantwortlich zu machen sind. Andererseits aber muß man bedenken, daß ja der Kranke mit seinen Symptomen lebt, und

daß immer noch die Frage übrig bleibt, wie er mit ihnen lebt. Es ist doch ganz unwahrscheinlich, daß ein so tiefgreifendes Ereignis wie das Erscheinen eines Symptoms nicht selbst eine emotionale Verwendung im Haushalt der Gesamtpersönlichkeit finden soll. Ja, man weiß tatsächlich von gewissen Kranken, daß sie den Krankheitszustand der Gesundung vorziehend jeden ernstlichen Angriff auf ihr Symptom wie eine persönliche Gefährdung abweisen. Nun ist es ja in der Tat, eine große Vieldeutigkeit und Unbestimmtheit des Instinktlebens vorausgesetzt, für den einzelnen immer noch eine Art der Selbstsetzung sich als Kranken zu konstituieren. Ist man auch bei seiner tiefen Lebensangst und Lebensohnmacht nichts, so ist man doch wenigstens ein Kranker, und man ist lieber ein Kranker, das heißt ein Minderwertiger von des Schicksals Gnaden, als in Selbstwertproblematik vielleicht ein Minderwertiger aus eigener »Schuld«, oder etwas gänzlich Unbestimmtes. Dazu kommt noch folgendes: in der besonderen Symbiose zwischen Arzt und Krankem, in der Teilnahme, dem Interesse des Arztes, dem Recht andererseits des Kranken dieses Interesse durch Vorbringen von Klagen und Symptomen zu beanspruchen, in dieser ganzen Situation emotionaler Gegenseitigkeit ist ein wichtiger Antrieb gelegen dafür, Symptome zu perpetuieren. Fragt man aber nach der Natur des Antriebes, so zeigt die Analyse ohne weiteres was hier vorliegt: ein Stück nämlich passiven zugleich und negativen Geltungsstrebens, welches als seine wesentlichste Affektkomponente den sogenannten »Krankheitswillen« unterhält. Überall überhaupt, wo dem Usus des Zeitalters entsprechend, eigenes Leiden in irgendeiner Gestalt hervorgezerrt und aufdrängerisch dem Zuschauer in die Augen gehalten wird, zeigt sich am Werk jenes emotionale Interesse am negativen Geltungserfolg, also die Perversion des Geltungsstrebens.

Hiermit sei die Übersicht über die wesentlichsten Phänomene des Triebes nach Beachtung abgeschlossen. Zu tun bleibt noch viel, zumal die Systematisierung der hierher gehörigen Phänomene, außerdem aber die prinzipielle Analyse jener Mechanismen, welche für die Störungen des Triebes verantwortlich sind. Ein Fortgang der Untersuchung, welche Aufgabe bleibt eines zweiten Teils.

Versuch zu einer Darstellung und Kritik der FREUDschen Neurosenlehre.

Von
Kuno Mittenzwey,
München.

(3. Fortsetzung.)

18. [**Zur Psychopathologie des Alltagslebens.** Monatsschr. f. Psychiatrie u. Neurol. X, 1901. Zusammen mit den unter Nr. 14 u. 15 genannten Aufsätzen unter dem gleichen Titel in Buchform Berlin 1904, 3. Aufl. 1910.] — Über die »Psychopathologie des Alltagslebens« können wir uns kürzer fassen, nachdem wir die »Traumdeutung« so ausführlich besprochen haben. Die ganze Art, wie die Phänomene behandelt werden, ist ganz analog der Traumdeutung, nur sind die einzelnen Beispielsanalysen viel weniger ausführlich gehalten, meist nur ganz summarisch mitgeteilt, und dadurch wirkt das Ganze noch weniger überzeugend und macht vielfach den Eindruck glatter Kombination. Die Arbeit gilt nicht einem einheitlichen Problem, sondern einem ganzen Problemenkreis, und da sie aus zeitlich auseinanderliegenden Aufsätzen entstanden ist, so wirkt sie etwas unabgeglichen und unsystematisch; das Prinzipielle hinkt hinterher. Dies wird auch auf den Gang unseres Referates abfärben.

Die behandelten Phänomene haben das Gemeinsame, daß sie gewisse Unzulänglichkeiten unserer psychischen Leistungsfähigkeit darstellen, welche doch von uns als normal in Kauf genommen werden. Dies sind zunächst die motorischen Fehlleistungen (Versprechen, Verschreiben, Vergreifen usw.), dann aber vor allem auch das (zeitweilige) Vergessen, welches man ja, wenn man so will, auch als einen Fehlerfolg unserer Reproduktionstätigkeit oder »Vorstellungsbewegung« auffassen kann. Wesentlich ist für alle diese »Fehl-

leistungen« (wie wir sie hinfort zusammenfassend nennen wollen, ohne damit der Besonderheit des Vergessens irgendwelche Gewalt antun zu wollen), daß sie innerhalb der Breite des Normalen liegend sich als momentane Störungen darstellen, so daß wir überzeugt sind, über die Fähigkeit zur korrekten Ausführung der betr. Leistung unter gewöhnlichen Umständen zu verfügen. FREUD behandelt zuerst das Vergessen, zunächst das von Eigennamen, das ja am häufigsten und auffallendsten ist, dann auch das von fremdsprachigen Worten, Wortfolgen usw. Gemeint ist natürlich nicht das definitive Entfallensein, sondern das momentane Nichtfindenkönnen, wobei wir doch das Gefühl haben, über den betreffenden reproduktiven Inhalt zu verfügen. Um dieses bestimmt charakterisierte Vergessen zu untersuchen, geht FREUD aus von den Fehlerinnerungen, die sich an Stelle des gesuchten Namens einstellen. Er macht nun die Annahme, daß diese Fehlerinnerungen mit dem gesuchten Namen, für den sie eine Ersatzbildung darstellen, in Beziehung stehen, und daß diese Beziehungen, die von dem gesuchten Namen aus zur Ersatzbildung geführt haben, durch freies Assoziieren aufgedeckt werden können. Wenn er nun dieses Assoziieren praktisch vornahm, so wurde er in den berichteten Beispielen früher oder später auf Themen geführt, die zu dem gesuchten Namen in irgendwelcher Beziehung standen und irgendwie unangenehmen oder peinlichen Charakter hatten, weshalb ihnen bei einer früheren Gelegenheit psychischen Aktuellseins die Aufmerksamkeit entzogen, sie verdrängt worden waren. So wurde FREUD in dem viel zitierten Beispiel, als ihm der Name Signorelli fehlt und sich statt dessen Botticelli und Boltraffio einstellt, beim Assoziieren auf die Themen Bosnien und Herzegowina, ein mit »Herr« beginnendes türkisches Sprichwort sexuellen Inhalts und den Ort Trafoi geführt. Diese Themen hängen durch lautliche Assonanz einzelner Silben mit den fraglichen Namen zusammen (mit Signorelli über die Übersetzung signor = Herr hinweg), während sie andererseits durch inhaltliche Beziehungen auf verdrängte Gedanken über Tod und Sexualität hinweisen (der Ort Trafoi durch eine dort erhaltene Selbstmordnachricht). FREUD behauptet nun, daß das Vergessen durch diese verdrängten Themen (oder »Komplexe«, wie er jetzt nach dem Vorbild der Züricher Schule zu sagen beginnt) verursacht sei, derart, daß das Vergessen eine Art Nebeneffekt dieser

Verdrängung sei. Die verdrängten Themen hätten gewissermaßen den Namen längs jener assoziativen Verknüpfung mit in die Verdrängung hinabgezogen. Zusammenfassend formuliert er seine Aufstellungen ungefähr so: Der Mechanismus des zeitweiligen Namenvergessens besteht in der Störung der intendierten Reproduktion des Namens durch eine fremde und derzeit nicht bewußte Gedankenfolge. Zwischen dem gestörten Namen und dem störenden Komplex besteht entweder ein Zusammenhang von vornherein, oder ein solcher hat sich, oft auf gekünstelt erscheinenden Wegen, durch oberflächliche Assoziation hergestellt. Man hat demnach zwei Hauptfälle des Namenvergessens zu unterscheiden, entweder daß der Name selbst an Unangenehmes rührt, oder daß er mit anderem in Verbindung gebracht ist, dem solche Wirkung zukäme. Als Bedingungen des Namenvergessens ergeben sich: 1. eine gewisse Disposition zum Vergessen desselben, 2. ein kurz vorher abgelaufener Unterdrückungsvorgang, 3. die Möglichkeit, eine äußerliche Assoziation zwischen dem betreffenden Namen und dem vorher unterdrückten Element herzustellen (eine Möglichkeit, die praktisch stets besteht). Unter den Motiven des Vergessens bzw. der es verursachenden Störungen leuchtet die Absicht hervor, die Erweckung von Unlust durch Erinnern zu vermeiden.

Entsprechendes gilt für das Vergessen von Eindrücken und Vorsätzen. Wenn ein Patient die Schlüssel zum Geldkasten verlegt am Vorabend, bevor er das Honorar zu zahlen hat, so ist der Aufbewahrungsort der Schlüssel verdrängt »natürlich« aus geheimer Wut über die Honorarzahlung[1]. Wenn Freud auf den Vorsatz vergißt, Fließpapier zu kaufen, so ist die Ursache, daß er den Namen eines Freundes Fließ, der ihm Anlaß zu quälenden Gedanken gegeben hat, loszuwerden vergeblich(!) sich bemüht[2].

Man sieht, der prinzipielle Gedanke ist derselbe wie in der Traumdeutung: Die sich einstellenden Assoziationen werden als ätiologische Faktoren angesprochen, die im Moment des Vergessens bzw. des Fehlerinnerns aktuell wirksam waren. Es muß aber gleich hier mit allem Nachdruck darauf hingewiesen werden, daß dieses Prinzip als

---

[1] Pspath. d. A. 3. Auflage S. 74. Ich zitiere immer nach der 3. Auflage.
[2] Ebda. S. 87.

Voraussetzung eingeführt wird[1]. Alle die Beispiele, die FREUD beibringt, können nur das Stattfinden der betreffenden singulären Kausalverknüpfung für den einzelnen Fall beweisen, sobald man sich bereits auf den Boden der Gültigkeit des genannten Prinzipes gestellt hat; sie können aber niemals die Gültigkeit dieses Prinzipes selbst beweisen, weil dieses Prinzip für das in diesen Beispielen angewandte Assoziieren bereits als gültig vorausgesetzt ist. Kann man dieses Prinzip nicht auf anderem Wege beweisen oder als unumgänglich gefordertes hypothetisches Element erweisen, so hängen die Beispiele in der Luft. — Dies sei von allem Anfang an betont. In die weitere Kritik wollen wir uns vorerst noch nicht einlassen, sondern den FREUDschen Aufstellungen weiter folgen.

Einen speziellen Fall von Ersatzbildungen stellen nach FREUD die Kindheitserinnerungen dar. Diese zeigen ja bekanntlich sehr häufig die phänomenale Eigentümlichkeit, daß sie ganz insular aus allem Zusammenhang gerissen auftreten und daß ihre Lebhaftigkeit in gar keinem Verhältnis steht zu der Belanglosigkeit ihres Inhalts. Diese

---

[1] Während FREUD in der »Trdtg.« seine methodischen Voraussetzungen überhaupt nicht herleitet, bezeichnet er hier in der »Psp. d. A.« dieses Prinzip selbst als »Voraussetzung«; er tut es aber in einer so laxen Art, daß er über den Inhalt dieser Voraussetzung vollkommen hinwegtäuscht und den Anschein erweckt, als ob er etwas viel Allgemeineres und durchaus Anerkanntes voraussetze, nämlich die allgemeine Kausalbedingtheit des psychischen Geschehens. Da man die logisch so ganz unkorrekte Art FREUDs selten so schön in zwei unmittelbar aufeinanderfolgenden Sätzen festnageln kann, sei die Stelle zitiert. Er schreibt: »Meine Voraussetzung ist nun, daß diese Verschiebung« (d. i. der Vorgang, der zur Ersatzbildung des falsch erinnerten Namen an Stelle des vergessenen geführt hat) »nicht psychischer Willkür überlassen ist, sondern gesetzmäßige und berechenbare Bahnen einhält. Mit anderen Worten, ich vermute, daß der oder die Ersatznamen in einem aufspürbaren Zusammenhang mit dem gesuchten Namen stehen«. (Psp. d. A. S. 58.) Was hier »mit anderen Worten« eingeführt ist, sind nicht bloß andere Worte, sondern ist ein ganz anderer Sinn. Dem ersten Satz wird jeder zustimmen, der an die Möglichkeit einer psychologischen Kausalerklärung glaubt. Durch den zweiten Satz wird nun der Eindruck erweckt, als wäre die Erklärung der Fehlerinnerung von dem gesuchten Namen aus identisch mit der Kausalerklärung dieser Fehlerinnerung überhaupt; der Leser wird vor die Alternative gestellt: entweder Erklärung vom gesuchten Namen aus oder psychische Willkür. Alle anderen kausalen Erklärungsmöglichkeiten nicht vom gesuchten Namen, sondern von anderen psychischen Bedingungen aus (z. B. größerer Bereitschaft verwandter Assoziationen infolge kurzvergangenen Erlebens) werden damit von vornherein ausgeschlossen.

Eigentümlichkeit glaubt FREUD nur dadurcn erklären zu können, daß er die Kindheitserinnerungen als Ersatzbildungen, als »Deckerinnerungen« für andersartige, verdrängte Inhalte auffaßt. Für diese Vermutung findet er einen weiteren, sehr eindrucksvollen Wahrscheinlichkeitsgrund in dem Umstande, daß man in diesen Kindheitserinnerungen (die meist visueller Natur sind) regelmäßig auch die eigene kindliche Person in ihren Umrissen und mit ihrer Kleidung vor sich sieht. — Der ganze Aufsatz ist nur als Anregung konzipiert; ein bündiger Nachweis der allgemeinen These, daß die Kindheitserinnerungen ganz allgemein Deckerinnerungen seien, ist mit den beiden illustrierenden Beispielen offenbar nicht beabsichtigt.

Was FREUD hier an Beobachtungen über die besondere Beschaffenheit der Kindheitserinnerungen beibringt, beweist wieder seinen frischen Blick für psychisches Geschehen. Die insulare Herausgerissenheit, die unverhältnismäßige Frische der Kindheitserinnerungen sind neue Fakta für die Psychologie, die weiterer Deskription und Aufklärung dringend bedürfen. Die Dichter wissen schon davon, so lesen wir bei DOSTOJEWSKI in den »Brüdern Karamasoff«: »Solche Erinnerungen (an früheste Kindheitsereignisse) kann man bekanntlich schon aus ganz jungen Jahren, schon aus dem zweiten Lebensjahre haben, doch treten sie im späteren Leben nur wie helle Punkte aus der Dunkelheit hervor, wie ein hellgebliebenes Eckchen eines riesigen Bildes, das bis zur Unkenntlichkeit nachgedunkelt und verloschen ist — außer diesem einen begrenzten Fleck«. — Wie aber FREUD an die Eigentümlichkeiten der Kindheitserinnerungen sofort die kühnsten Kombinationen anknüpft und alsbald bei den verdrängten Inhalten anlangt, scheint wieder zu schnell verfahren. Bei sorgfältiger Prüfung hätte er wohl darauf kommen müssen, daß die angeführten Eigentümlichkeiten vermutlich nicht auf die Kindheitserinnerungen beschränkt sind. Dies gilt zunächst für jenes Moment, daß wir in den Kindheitserinnerungen uns selbst als Kind sehen. Diese Eigentümlichkeit, daß wir uns selbst von außen sehen, gilt nämlich m. E. für alle Erinnerungen, in denen wir uns an uns selbst mit sinnlicher Lebhaftigkeit erinnern, uns reproduzierend vergegenständlichen. Sobald wir uns an eine erlebte Szene erinnern, nicht wie wir sie zuschauend erlebt haben, sondern so, daß wir uns dabei an uns selbst erinnern, wie wir agierend eingegriffen haben, sehen wir

uns von außen. Der vulgäre Erzähler spricht direkt, wenn er lebhaft erzählen will: »Ich sehe mich noch immer, wie ich dagestanden bin und . . .«. Dies erscheint zunächst als ein unmögliches Ding — wir haben uns doch damals während des Erlebens nicht von außen gesehen. Die richtigere Beschreibung des Sachverhalts ist auch: wir sehen uns nicht von außen, sondern wir intendieren uns als in der objektiv vorgestellten Szene drin stehend, so wie sich damals der Vorgang in der objektiven Welt zugetragen hat. Worauf es ankommt: wir sind, sobald wir unsere Person gegenständlich erinnern, gewiß keine Sensualisten, wir erinnern nicht jenen Ausschnitt des Weltbildes, wie ihn MACH einmal aufgezeichnet hat, sondern wir erinnern unser gemeintes, in der objektiven Welt herumlaufendes Ich. Wenn wir uns nun an uns selbst als Kind erinnern, so können wir uns, da wir die Kindheit als deutlichen Gegensatz zu unserem Erwachsensein empfinden, gar nicht anders als wie als Kind vorstellen (richtiger als Kind intendieren und in anschaulichen Vollziehungen erfüllen). Daß wir das so ohne weiteres können, ist nun in der Tat auffallend und dürfte darauf hinweisen, daß wir das schon früher wiederholt vollzogen haben (es handelt sich ja meist um einige wenige vertraute und oft vergegenwärtigte Erinnerungen), und dabei dürften mannigfaltige Einwirkungen, Erzählungen Dritter, Photographien usw., mitgewirkt haben. Soweit wäre also der Rückschluß auf Entstellungen zunächst gerechtfertigt. Eine Berechtigung zur Annahme inhaltlicher Entstellungen ist darin noch nicht gegeben.

Es ist zu vermuten, daß die soeben vorgetragenen Behauptungen auf Widerspruch stoßen. Wenn ich mich an etwas erinnere, was ich vorige Woche getan habe, so sehe ich mich doch dabei nicht von außen? Ganz richtig. Aber dann sehe ich auch nicht die Szene mit aller singulärer Bestimmtheit vor mir. Wenn wir näher zusehen, so konstatieren wir, daß wir auch aus unserer erwachsenen Lebenszeit nur ganz wenige Szenen mit voller sinnlicher Fülle zur reproduktiven Verfügung haben. Sie können, in unbeschäftigten Augenblicken, anscheinend spontan auftreten, wie Bilder »vor uns treten«. Und auch bei diesen Szenen wird die sinnliche Lebhaftigkeit durchaus nicht immer aus irgendwelcher inhaltlicher Wichtigkeit motiviert, sondern sie können verhältnismäßig banalen Erlebnissen gelten. So erscheint auch die zweite angeführte Eigen-

tümlichkeit der Kindheitserinnerungen nicht auf die Erinnerungen des Kindheitsalters beschränkt und gewährt ebensowenig die Berechtigung, eine schnelle Reduktion vorzunehmen. Jene beiden Eigentümlichkeiten bestehen schon, aber sie charakterisieren eine besondere Klasse reproduktiver Erlebnisse, die dem gesamten Bewußtseinsleben angehören und nicht ausschließlich der Besitz der Kindheit sind, und von ihrem Auftreten im entwickelten Bewußtsein hätte eine korrekte Analyse auszugehen[1].

Während wir bei den Kindheitserinnerungen doch neue psychische Tatsachen zu schauen bekamen, kommt FREUD dann weiterhin bei Besprechung der motorischen Fehlleistungen (Versprechen, Verlesen, Verschreiben, Vergreifen usw.) auf die beim Vergessen entwickelten Theorien zurück. Er bringt die motorischen Fehlleistungen in vollkommene Parallele zum Vergessen: die beabsichtigte Leistung entspricht dem gesuchten Namen, die Fehlleistung entspricht der Fehlerinnerung und stellt ebenso wie diese eine Ersatzbildung für die beabsichtigte Leistung dar. Wiederum wird angenommen, daß die Ersatzbildung mit der beabsichtigten Leistung in Beziehung steht, und wiederum ergibt die analytische Erforschung, daß die Ersatzbildung aus verdrängten Gedanken hervorgegangen sei, die durch die Leistungsabsicht assoziativ angeregt worden sind. Wenn also, um ein allereinfachstes Beispiel anzuführen, eine Patientin, die wider Willen des Arztes eine kurze Reise macht, sagt, sie verreise ja »nur auf drei Wochen« statt »Tage«, so ist dies Versprechen darauf zurückzuführen, daß durch das Thema des Verreisens der Gedanke angeregt worden ist, lieber wochenlang fortzubleiben. Wenn FREUD sein Tintenzeug auf den Boden wirft, daß es zerbricht, so ist das darauf zurückzuführen, daß er, durch ein kurz vorhergegangenes Gespräch mit seiner Schwester angeregt, ein schöneres haben will. Wenn er bei einer neunzigjährigen Patientin das Augenwasser mit

[1] Ich weiß wohl, daß dies alles für die Freudianer nichts neues ist. Sie wissen auch sofort, wie sie die derartig ausgezeichneten reproduktiven Phänomene des entwickelten Bewußtseins anzufassen haben: ebenso wie die Kindheitserinnerungen, als Deckerinnerungen, denen Verdrängungen zugrunde liegen. Die Freudianer wissen ja alles. Aber dann sollen sie auch methodisch korrekt sein, die Kindheitserinnerungen nicht von vornherein als etwas besonderes hinzustellen, und sollen die Natur der Deckerinnerungen von Phänomenen des entwickelten Bewußtseins her demonstrieren. Was bedeutend schwerer fallen dürfte.

der Morphinlösung verwechselt, so führt er das darauf zurück, daß er »auf dem Wege gewesen sei, den allgemein menschlichen Charakter der Ödipusfabel als das Korrelat des Verhängnisses, das sich in den Orakeln äußert, zu erfassen«, d. h. sich »bei oder an der Alten zu vergreifen«[1].

Einen besonderen Typ stellt unter den Fehlleistungen der Irrtum dar. Er ist lediglich dadurch ausgezeichnet, daß die Inkorrektheit der Leistung nicht bemerkt wird, daß also die falsche Erinnerung als richtig, die inkorrekte Leistung bzw. das Unterlassen der Leistung als korrekt hingenommen wird. Die Auflösung der Irrtümer ist dieselbe wie bei den bemerkten Fehlleistungen; wie diese stellen sie »einen Ersatz für eine absichtliche Verschweigung oder Verdrängung dar«. Wenn also Freud einem Patienten, der wider seinen Willen nach Venedig reisen will, irrtümlich ein Buch über die Mediceer mitgibt, so entspricht dieser Irrtum dem unterdrückten Unwillen über diese Reise. Das alte Lustspielmotiv, daß einer zwei Briefe verwechselt und etwa der wider Willen anverlobten Braut irrtümlich einen Brief zusendet, in dem er sich über seine Verlobung lustig macht, dieses heute allgemein als abgebraucht abgelehnte Motiv ersteht bei Freud als der bedeutsame Ausdruck einer verdrängten Absicht wieder auf und würde dadurch eigentlich befähigt sein, in die psychologistischste Komödie einzuziehen.

Einen besonderen Fall motorischer Ersatzbildungen bilden die Zufallshandlungen. Sie unterscheiden sich von den Fehlleistungen dadurch, daß sie nicht in der Ausführung einer beabsichtigten Handlung, sondern spontan, »rein zufällig«, »ohne sich etwas bei ihnen zu denken«, »wie um die Hände zu beschäftigen« auftreten. Man kann sie gruppieren in solche, die gewohnheitsmäßig (Spielen mit der Uhrkette, Zwirbeln am Bart), regelmäßig unter gewissen Umständen (Kritzeln mit Bleistift, Klimpern mit Münzen, Kneten von Brot) und solche, die vereinzelt erfolgen. Die Auflösung dieser Zufallshandlungen ist dieselbe wie die der Fehlleistungen, sie erfolgt aus den Begleitumständen, unter denen sie auftreten, und aus den Einfällen, die sich einstellen, wenn man die Aufmerksamkeit darauf lenkt. So wird aus dem Spielen mit dem Ehering auf Lockerung

---

[1] a. a. O., S. 98.

der Ehe geschlossen. Weil diese Handlungen für verdrängte Inhalte symptomatisch sein sollen, nennt FREUD sie direkt Symptomhandlungen.

Der durchgehende Gedanke ließe sich also ungefähr folgendermaßen formulieren. Fehl- und Zufallshandlungen zeigen ja die gemeinsame Eigentümlichkeit, daß wir, sobald wir sie bemerken, von einer Motivierung derselben nichts in uns verspüren, sondern wir bezeichnen sie als »Zufälligkeit« und sind geneigt, sie durch die generelle Bedingung der »Unaufmerksamkeit« zu erklären. FREUD behauptet nun im Gegensatz zu diesem phänomenalen Befund, daß diese Handlungen eine ganz spezielle, inhaltliche Determinierung aufweisen, daß sie aus einer »verborgenen Motivierung« hervorgehen. Bei den Fehlhandlungen wird der Anschein inkorrekter Funktion »durch die eigentümliche Interferenz zweier oder mehrerer korrekter Leistungen« hervorgebracht. Die in der Fehlleistung (bzw. Zufallshandlung) sich manifestierende Leistung ist also ihrer psychischen Struktur nach ebenso gebildet und ebenso wohl motiviert wie eine beabsichtigte bewußte Handlung, nur liegt die Motivierung im Unbewußten, und dies ist deswegen der Fall und die Leistung erfolgt deswegen in einer Ersatzbildung, weil die Motivierung in einem unvollkommen unterdrückten psychischen Material gegeben ist, welches, vom Bewußtsein abgedrängt, doch nicht jeder Tätigkeit beraubt ist, sich psychisch zu äußern.

Wenn wir in dieser Weise den allgemeinsten Gedanken formulieren, so müssen wir jedoch sogleich darauf hinweisen, daß wir von FREUD in vollkommener Ungewißheit gelassen werden, in welchem Umfange der behauptete Zusammenhang gelten soll, ob die aufgestellte These totale oder partielle Gültigkeit haben soll, und in welchen Bedingungen eventuell die Einschränkungen gegeben sein sollen. Er fragt: »Trifft die hier gegebene Auflösung der Fehl- und Zufallshandlungen allgemein zu oder nur vereinzelt, und wenn letzteres, welches sind die Bedingungen, unter denen sie zur Erklärung .... herangezogen werden darf? Bei der Beantwortung dieser Frage lassen mich meine Erfahrungen im Stiche. Ich kann nur davon abmahnen, den aufgezeigten Zusammenhang für selten zu halten«. Nur eine methodische Anleitung nach bekanntem Schema wird gegeben: Je schwieriger und unvollständiger die Auflösung einer Fehlhandlung sich erweist,

um so größer sind die obwaltenden Widerstände, desto sicherer darf man auch erwarten, »daß der endlich aufgedeckte störende Gedanke von unserem bewußten Denken als fremdartig und gegensätzlich beurteilt werden wird«. Bei dieser unklaren Abgrenzung der Gültigkeit hätte es also gar keinen Zweck, gegen die Freudsche These mit empirischen Beispielen operieren zu wollen, in denen der behauptete Zusammenhang nicht statt hat. Es würde uns eben erwidert werden, daß diese Beispiele zu jenen Fällen gehören, für die der Zusammenhang nicht zutrifft. Wenn uns nicht etwas viel Wichtigeres erwidert würde. Freud schreibt schon auf Vorschuß gegen alle, die anderer Meinung sind: »Auch die bei Gesunden wahrscheinlich allgemein vorhandene Bereitwilligkeit, an eine andere Erklärung der Fehl- und Symptomhandlungen zu glauben, ist jeder Beweiskraft bar; sie ist, wie selbstverständlich(!), eine Äußerung derselben seelischen Kräfte, die das Geheimnis hergestellt haben, und die sich darum auch für dessen Bewahrung einsetzen, gegen dessen Aufhellung sträuben«. Eine solche Art, von vornherein jede Diskussion abzuschneiden und sich eine Unwiderleglichkeit zu sichern, ist kleinlich. Wir müssen bei allen Erkenntnissen mit der Möglichkeit rechnen, eines besseren belehrt zu werden, und es zeugt gewiß nicht von Vorurteilslosigkeit, von den Motiven eines Gegners schon im voraus Bescheid zu wissen, noch ehe er überhaupt aufgetreten ist.

Obgleich also Freud im voraus weiß, was er von denen zu halten hat, die zu anderen Ergebnissen kommen, wollen wir uns nicht abhalten lassen, in die kritische Prüfung der Theorie einzutreten. Da muß uns zunächst bei Betrachtung des Beweismaterials wunder nehmen, wie wenig dieses den von Freud selbst aufgestellten methodischen Erfordernissen genügt. Man prüfe die Beispiele selbst daraufhin durch, wo man da noch etwas von »Konzentration« und »Ausschaltung der Kritik« vorfindet, die uns doch bisher immer als die beiden Erfordernisse aller Annalyse genannt worden waren. In der »Traumdeutung« waren uns doch wenigstens noch Assoziationsreihen aufgeschrieben worden. Hier wird nur in den wenigsten Beispielen ein Assoziieren überhaupt vorgenommen, und auch da ohne alle Kautelen, auf Spaziergängen oder so. Die meisten der Analysen sind glatte Kombinationen. Daß eine Analyse einem Analysanden im direkten Gegensatz zu

seiner Aussage oktroyiert wird[1], überrascht uns schon gar nicht mehr, denn nach der Lehre vom Widerstand ist ja immer das Gegenteil von dem richtig, was der Analysand wahr haben will. Aber es werden auch Anekdoten, Versprechen des Fürsten Bülow u. dgl. mitgeteilt, also Fälle, wo niemals eine Analyse stattgefunden haben kann, und diese nicht etwa als scherzhafte Illustrationen, sondern ganz ernsthaft als Beweismaterial. Wenn man sieht, wie Freud diese Fälle, die nur Kombinationen sein können, in eine Reihe stellt mit den Beispielen, die nach den Regeln seiner diffizilen Methodik gesichert sein sollen, so muß man allerdings bedenklich werden. Ist es denn da zu verwundern, daß Gelehrte, die an ernste Disziplin der Materialbearbeitung gewöhnt sind, von einem Mißtrauen gegen die ganze Freudsche Art der Tatsachenbeschaffung überhaupt erfüllt werden? Wir wollen aber hieraus gewiß keine Einwände gegen die Theorie als solche herleiten, sondern wollen fingieren, daß das Beweismaterial mit der größten Sorgfalt methodisch sichergestellt sei.

Auch dies angenommen, müßte man rügen, daß die psychologischen Bedingungen, soweit sie die heutige Psychologie zu erfassen gestattet, nicht hinreichend berücksichtigt sind. Wenn man einer Wissenschaft im Gegensatz zu ihrem Wissensbestand etwas neues bringen will, so müßte man doch einmal zunächst alles wissen, was sie weiß. Bei Freud findet man fortwährend die bekanntesten Dinge der Psychologie vernachlässigt. So ist beispielsweise bei jenem Fall von Verlesen, als die ganze Redaktion eines Blattes in einem Rechtfertigungsartikel den Druckfehler »in eigennützigster Weise« statt »uneigennützigster« überlesen hatte, nicht in Rechnung gezogen, daß dieses Verlesen durch die Ähnlichkeit des Druckbildes der Wortfolge »in eigennützigster« mit »uneigennützigster« besonders nahe gelegt war. Es besteht durchaus kein Anlaß zu folgern, in diesem Verlesen seien »die wahren Gedanken mit elementarer Gewalt« durchgebrochen. Wenn ein Arzt bei der Niederschrift eines Rezeptes, währenddem er »mit törichten und überflüssigen Fragen belästigt«

[1] Z. B. in dem Fall von dem versehentlichen Schuß: »Trotz all dieser Verdachtsmomente beharrte der Patient dabei, daß der Schuß ein ‚Unfall' war. Ich aber bin fest überzeugt, daß .... die Selbstbeschädigung psychisch bestimmt war.« A. a. O., S. 103.

wird, Achol statt Alcohol schreibt, so ist diese Verkürzung durch die infolge der Störung bewirkte Ablenkung der Aufmerksamkeit vollständig erklärt, und es liegt durchaus keine Notwendigkeit vor, eine Herleitung über den inhaltlichen Sinn »Achol = keine Galle« zu versuchen. Überhaupt fehlt bei Freud ganz allgemein jegliche Berücksichtigung der mechanisierten Abläufe, und gerade diese sind für die Determination der Fehlleistungen so überaus wichtig.

Diese zu geringe Berücksichtigung der psychologischen Bedingungen wird insbesondere auch in der unbekümmerten Art fühlbar, wie die Beispiele angeführt werden. Tatsächlich ist das wohl der erste Eindruck, den der psychologisch geschulte Leser bei der Lektüre empfangen muß, daß hier ganz himmelweit verschiedene Dinge nebeneinandergestellt sind. So berichtet Freud, um ein Beispiel für viele zu geben, unter den Zufallshandlungen in einer Reihe mit dem Verlieren des Eherings den Fall einer später geschiedenen Dame, die schon Jahre vor der Scheidung bei der Verwaltung ihres Vermögens Dokumente häufig mit ihrem Mädchennamen unterzeichnete. Selbstverständlich ist es nicht Freuds Meinung, daß die Unterzeichnung von Dokumenten zu den Handlungen gehört, die man »ohne sich etwas bei ihnen zu denken, nur wie um die Hände zu beschäftigen« vornimmt. So ist es aber eingangs des Kapitels über die Zufallshandlungen als Definition aufgestellt. Woran soll man sich da halten?

Wir wollen aber alle diese Einwendungen nicht urgieren. Wir bringen sie nur zur Sprache, um auszudrücken, daß wir uns dieser Unzulänglichkeiten bewußt sind, wir wissen aber auch, daß das Wesen der Sache damit nicht getroffen ist. Mehr zum Kern der Sache rücken wir bereits vor, wenn wir darauf aufmerksam machen, welche eigentümlich spezialisierte und weitreichende Funktion die »Verdrängung« jetzt zugeteilt erhält. Bisher war es doch so, daß die Verdrängung sich auf ein einheitliches »Thema« (psychisches Trauma bzw. infantiles sexuelles Erlebnis) und eventuell gewisse akzidentell determinierte Symbolismen erstreckte. Jetzt wirkt die Verdrängung über ganz komplizierte Mechanismen hinweg, deren Determinierung nicht einzusehen ist, und entfaltet an den unerwartetsten Stellen ihre Wirkung. So zieht die Abweisung der mit »Herr« beginnenden Sprichwörter sexuellen Inhalts über die Über-

setzung Herr-signor hinweg die erste Silbe von Signorelli mit in die Verdrängung hinab. Warum der Verdrängungsüberschuß gerade in diese Assoziationsgasse gerät und gerade an dieser Stelle den korrelativen Verdrängungseffekt entfaltet, ist nicht einzusehen; eine irgendwie determinierte symbolische Beziehung besteht nicht. Dadurch aber, daß die Verdrängungswirkung derart ausgedehnt wird, verliert sie jegliche Bestimmtheit. Es ist mit allem Nachdruck darauf aufmerksam zu machen, daß durch diese ausgedehnte Verwendungsweise der Verdrängungsbegriff so unbestimmt wird, daß man schließlich die heterogensten Dinge in die Beziehung korrelativen Verdrängtseins bringen kann. Ja noch mehr, FREUD selbst geht mit diesem Begriff so lax um, daß er ihn dort anwendet, wo empirisch gerade das Gegenteil von dem stattfindet, was mit dem Begriff bezeichnet werden soll. Beweis: In dem Signorellibeispiel berichtet FREUD, daß er dem Namen Trafoi wegen der dort erhaltenen Todesnachricht ebenso die Aufmerksamkeit entzogen hatte, wie den mit »Herr« anlautenden Sprichwörtern wegen ihrer Beziehung zum sexuellen Thema. Während aber die Silbe »Signor« ausbleibt, stellt sich die Silbe »traffio« gerade ein, verhält sich also gerade gegenteilig. Wie hilft sich FREUD in dieser Schwierigkeit? Er schreibt einfach: »Die Übereinstimmung Trafoi-Boltraffio nötigt mich anzunehmen, daß damals diese Reminiszenz (an Trafoi) trotz der absichtlichen Ablenkung meiner Aufmerksamkeit in mir zur Wirksamkeit gebracht worden ist«. Was soll dieses »trotz«?!!! Wenn FREUD gewissenhaft vorgehen wollte, so müßte er sagen: in dem einen Falle ist ein oberflächlich an ein verdrängtes Thema assoziierter Name ausgeblieben, in dem anderen Falle hat ein solcher sich gerade eingestellt, also besteht keine oder jedenfalls keine eindeutige Beziehung zwischen Verdrängung und Reproduzibilität. FREUD dagegen schreibt mit verblüffender Unbekümmertheit den entgegenstehenden Fall hin und gibt ihm mit einem »trotz« den Anschein, als wenn die Sache logisch stimmte!!

Damit wären die FREUDschen Aufstellungen methodisch beinahe schon erledigt. Denn jene Inkorrektheit ist nicht etwa eine einzige und einmalige (dann würden wir sie gar nicht erwähnt haben). Sondern es ist durchgehender Gebrauch, daß der verdrängte Komplex entweder »raubt« oder eine Ersatzbildung veranlaßt, je nachdem ob

ein mit dem Komplex assoziiertes Element sich der Reproduktion entzieht oder im Gegenteil zur Reproduktion einstellt. Damit ist jene Inkorrektheit zur Methode erhoben: es »stimmt immer«[1].

Wir wollen uns aber an einer solchen formalen Behandlung nicht genug sein lassen, denn wir haben uns ja vorgenommen, daß wir uns durch die inkorrekten FREUDschen Formulierungen niemals abhalten lassen wollen, zu den FREUDschen Anschauungen vorzudringen. Wenn wir nun endlich darauf gehen, was FREUD eigentlich will und meint, so ist sofort klar: die Annahme einer »Absicht des Unbewußten«, aus welcher die Fehlleistung in derselben Weise hervorgehen soll, wie die bewußte Willenshandlung aus einer bewußten Absicht hervorgeht, enthält eine Überschreitung der Tatsachen, (und zwar nicht nur des phänomenalen Bewußtseinsbefundes, sondern auch des von FREUD angeblich durch die Analyse ermittelten Zusammenhanges), welche durch nichts zwingend gefordert ist. Daraus folgt sogleich: das Wesen der FREUDschen Aufstellungen ist auch noch nicht getroffen, wenn man gegen eine »Absicht des Unbewußten«, die mit den Absichten des Bewußten »interferiert«, theoretisch polemisieren wollte. Es bliebe immer noch die Möglichkeit, daß man diese hypothetischen Zutaten als unnötig beiseite lassen und eine davon freie Auffassung der FREUDschen Aufstellungen in einfacherem Verstande versuchen könnte, die das Wesen der Sache reiner zum Ausdruck brächte und mit den Anschauungen der herrschenden Psychologie nicht kollidierte. Um diese Möglichkeit einzusehen, sei darauf hingewiesen, daß die übliche Erklärung der Fehlhandlungen eine Ergänzung zuläßt. Wenn die herrschende Psychologie die Fehlleistungen durch Störungen oder Schwankungen der Aufmerksamkeit erklärt, so ist klar, daß dieses Verhalten der Aufmerksamkeit selbst wieder einer Rückführung bedarf. Die herrschende Psychologie hat bloß an dieser Rückführung kein Interesse weiter, es genügt ihr aufzuzeigen, daß das Problem der Fehlleistungen kein besonderes

[1] Ähnlich unbekümmert ist FREUD z. B., wie er beim Zerbrechen zwischen Fehlhandlung und ihrem Objekt auf jeden Fall eine Beziehung herzustellen weiß. War der zerbrochene Gegenstand ein ungern gesehener, so war die Fehlhandlung eine »Exekution«, war er ein geschätzter, so war sie ein »Opfer« an das Schicksal, und zwar je nachdem ein Dank- oder ein Bittopfer. Man sieht, die Disjunktion ist vollständig: es stimmt immer.

Problem weiter darstellt, sondern in das allgemeinere Problem des Aufmerksamkeitsverlaufs einmündet. Dabei denkt sie natürlich nicht daran, das Verhalten der Aufmerksamkeit etwa als undeterminierbar und der »psychischen Willkür« überlassen anzusehen, wenn es auch nach FREUD oft genug so aussieht, als ob sie das täte. Es scheint nun in vielen Beispielen, als ob FREUD mit seiner Theorie nichts weiter gäbe, als daß er für das Nachlassen der Aufmerksamkeit, das die Fehlleistung verursacht, die kausale Bedingung anzugeben suche. Wenn z. B. FREUD bei der wiederholten Zitierung des Verses »Der Affe gar possierlich ist . . .« sich verspricht in »Der Apfe . . .« und diese Verdichtung auf die Ungeduld zurückführt, daß er dieses Zitat ein zweites Mal zu beginnen genötigt war, so wird kein Psychologe etwas dagegen haben, daß er diese Ungeduld »in die Motivierung des Sprechfehlers mit einrechnet«. Ja, FREUD spricht es ganz ausdrücklich selbst aus, daß er nichts weiter getan, als zu der herrschenden Erklärung das Motiv der anomalen Leistung hinzugefügt habe. So sagt er selbst, daß seine Erklärung des Vergessens mit den von den Psychologen angenommenen Bedingungen der Reproduktion und des Vergessens nicht in Widerspruch stehe, und daß er nur »zu all den längst anerkannten Momenten, die das Vergessen eines Namens bewirken können, noch ein Motiv hinzugefügt« habe. Ebenso wird namentlich bei der Behandlung des Vergessens die Übereinstimmung insbesondere mit WUNDT nachdrücklich betont[1].

Wie die Abirrung der Aufmerksamkeit, so läßt zweitens auch die Art der Ersatzleistung in vielen Fällen eine Rückführung auf eine emotionale Disposition zu, sobald die Ersatzleistung irgendwie zu dem Wesen der Persönlichkeit in Beziehung steht. Diese in der Ersatzleistung sich manifestierende Disposition zu erforschen, ist eine zweite Leistung der FREUDschen Analyse. Um ein Beispiel zu geben: über die emotionale Disposition, aus der bei den Dienstboten das versehentliche Fallenlassen von zerbrechlichen Gegenständen resultiert, sagt FREUD: »Eine dumpfe Feindseligkeit gegen die Erzeugnisse der Kunst beherrscht unser dienendes Volk, zumal wenn die Gegenstände, deren Wert sie nicht einsehen, eine Quelle von Arbeitsanforderungen für sie werden«. Hier sind wir auf eigen

[1] a. a. O. S. 42, 52.

Freudschem Boden, denn selbstverständlich werden in den Fehlleistungen infolge des Nachlassens der Aufmerksamkeit, welche die beabsichtigten Zwecke außer acht läßt, gerade Dispositionen aktuell werden, die sonst durch die Zweckleistung verdeckt würden, ähnlich wie im Traum durch das Nachlassen der »Kritik« sonst unterdrückte Regungen lebendig werden. Namentlich die Analyse der unbeabsichtigten Symptomhandlungen besteht in ihren haltbaren Teilen in solcher Erforschung der emotionalen Disposition, während ja hier ein Bedürfnis zur Erklärung einer Aufmerksamkeitsschwankung nicht vorliegt. Wir können mancher dieser Analysen zustimmen, nämlich dann, wenn sie uns aus dem Erleben der betreffenden Person verifizierbar und ableitbar erscheinen — andere erscheinen uns als zu kombiniert. Was z. B. das Abziehen des Eherings betrifft, so wollen wir gern glauben, daß ein Mädchen, das ihren Verlobungsring mit dem Stolz der Chamissoschen Braut betrachtet: »Du Ring an meinem Finger...« kaum Veranlassung haben wird, den Ring wiederholt abzuziehen, weshalb dann auch wenig wahrscheinlich ist, daß sich dieses Abziehen als Gewohnheit mechanisiert.

Diese beiden Faktoren anzugeben — die Bedingung für die Aufmerksamkeitsschwankung und die emotionale Disposition, welche die Ersatzleistung determiniert — darauf beschränkt sich tatsächlich in vielen der berichteten Beispiele die Analyse. Beide Faktoren sind emotionale Verhaltungsweisen (wir hatten in dem ersten Beispiele die »Ungeduld«, in dem zweiten die »Feindseligkeit«) und veranlassen nicht im geringsten dazu, eine »Absicht des Unbewußten« zu statuieren. Beides würde die Freudschen Analysen nicht im geringsten in einen Gegensatz zur herrschenden Psychologie bringen, denn letztere wird niemals leugnen, daß die Aufmerksamkeitsminderleistung eine weitere Herleitung zuläßt und daß die Fehlleistung gegebenen Falls durch die emotionale Konstitution der Persönlichkeit mitdeterminiert ist.

Aber auf die bezeichneten beiden Angaben beschränkt Freud seine prinzipiellen Aufstellungen nicht, wenn er es auch tatsächlich in vielen Beispielen damit genug sein läßt. In anderen geht er weiter. Wenn z. B. jener Arzt infolge der Störung durch törichte Fragen »Achol« statt »Alkohol« schreibt, so ist ihm diese Verdichtung in diesem Falle nicht durch die Störung hinreichend motiviert, wie oben die Verdichtung »Apfe« durch die »Ungeduld«, sondern

er versucht überdies eine Herleitung über die Deutung »Achol = keine Galle«. Und damit sind wir jetzt an der Wurzel der Sache angelangt und davor gestellt, die FREUDschen Überschreitungen präzise abzugrenzen.

Um ganz klar zu werden, wollen wir unterscheiden: die primäre Leistung, das ist die beabsichtigte und verfehlte Leistung[1] (pL) und die Ersatzleistung oder Fehlleistung (FL), ferner die der primären Leistung vorausgehende beabsichtigende Wollung oder Regung (pR), und dieser entsprechend diejenige Bewußtseinskonstellation oder Regung, aus der die Fehlleistung hervorgegangen ist, kurz die »Fehlregung« (FR). Wir wollen über die Natur dieser Bewußtseinskonstellation nicht die geringste Annahme wecken, sie soll durch weiter nichts bestimmt sein als dadurch, daß sie der Bewußtseinsquerschnitt sein soll, der der FL unmittelbar vorangegangen ist, und benutzen den Terminus »Fehlregung« nur als Abbreviatur[2]. Alsdann sehen wir sofort: Es wird häufig möglich sein, aus der FL auf die Natur der FR zurückzuschließen. So schließt FREUD von dem Versprechen »Apfe« auf die Ungeduld, von dem habituellen Zerbrechen auf die »dumpfe Feindschaft« gegen Kunstgegenstände. Allerdings wird dieser Rückschluß nur in geeigneten Fällen möglich sein, in anderen sind die Bedingungen so kompliziert, daß sie sich solch einfacher Analyse entziehen. FREUD aber geht hier ganz schematisch und unkritisch vor. So fragt er, als er sein Tintenzeug zerbricht, nicht, ob etwa in diesem Momente seine Aufmerksamkeit durch irgendwelches äußere Ereignis abgelenkt wurde, sondern er schließt einfach aus der FL Zerbrechen auf die FR Absicht der Vernichtung.

---

1 Wir brauchen wohl kaum noch mal zu erinnern, daß wir in diesen allgemeinsten Formulierungen stets sowohl motorische Leistungen wie auch die Leistungen willentlicher Vorstellungsreproduktion verstehen.

2 Wir bedienen uns des ganz unbestimmten Ausdruckes »Regung«, um ein Wort zu haben, das sowohl die psychischen Bedingungen, aus denen eine bewußt vollzogene Willenshandlung hervorgeht, wie auch die Bedingungen, aus denen eine unwillentlich vollzogene Fehlhandlung und eine ungewollte Fehlerinnerung hervorgeht, zusammenfassend bezeichnen mag. Jene Bedingungen werden bei den beabsichtigten Leistungen meist bewußte Willensakte, bei den Fehlleistungen dagegen meist keine eigenen Akte, sondern etwa mechanisierte Abläufe usw. sein. Die Berechtigung, derartig verschiedene Dinge vorübergehend unter einem Terminus zusammenzufassen, ergibt sich aus ihrer übereinstimmenden Beziehung zur Fehlleistung.

Aber Freud geht viel weiter. Er macht die Voraussetzung, daß die FR von der pR angeregt sei, und schließt nunmehr von der FL über die FR auf die pR und damit auf das ganze emotionale Verhältnis, das die leistende Person bewußt oder unbewußt zu der beabsichtigten Leistung hat. Wenn er von den Fehlerinnerungen Botticelli und Boltraffio aus auf Bosnien und Trafoi geführt wird, so begnügt er sich nicht, die FL damit zu erklären, daß die Silben Bos und traf wegen ihres kurzvergangenen Aktuellseins in größerer assoziativer Bereitschaft lagen, sondern er bringt sie über die kompliziertesten Assoziationen hinweg in Beziehung zu dem gesuchten Namen Signorelli und zu den Gedanken, die dieser Name über signor — Herr hinweg angeblich im Unbewußten angeregt haben soll. Wenn jene Patientin sich dahin verspricht, sie verreise »nur auf drei Wochen« statt »Tage«, so nimmt Freud an, daß die FL »Wochen« von der pR, ihm die Abreise mitzuteilen, unmittelbar angeregt sei, er setzt nun ohne weiteres das Wort »Wochen« in die beabsichtigte Mitteilung ein und liest so aus dem Versprechen den Wunsch heraus, wochenlang wegzubleiben. Wenn er einen Katalog verlegt, so bringt er die Fehlleistung, das ist das Vergessen des Aufbewahrungsortes, damit in Verbindung, daß die pL, das ist die beabsichtigte Aufbewahrung, dem Zwecke dienen sollte, zur Bestellung eines darin genannten Buches zu führen, und er führt nun das Vergessen auf eine unbewußte Animosität gegen den Autor seines Buches zurück, welche die FL des Vergessens produziert hat, um die Bestellung zu vereiteln.

Was ist nun zu dieser Schlußweise zu sagen? Es kann in einzelnen Fällen sehr wohl möglich sein, daß die FR von der pR selbst angeregt ist. Wenn Freud sein Tintenzeug zu Boden fallen läßt, so ist es möglich, daß diese Unachtsamkeit daraus resultiert, daß in diesem Moment eine Reminiszenz an die kurz vorher getane Äußerung seiner Schwester, er sollte ein besseres Tintenfaß haben, seine Aufmerksamkeit störte. Wenn er jenem nach Venedig reisenden Patienten ein Buch über die Mediceer aus seiner Bibliothek holt, so ist es möglich, daß dieses Versehen daraus resultiert, daß er in diesem Moment durch eine Antipathie gegen diese Reise distrahiert war, und daß dieses Versehen nicht vorgekommen wäre, wenn er das Buch für eine Reise hätte beschaffen sollen, der er freudig

zustimmte. Insbesondere erscheint der Rückschluß von FL auf pR zulässig für das Vergessen von »Vorsätzen« (gemeint sind nicht etwa allgemeine Vorsätze, sondern vorgenommene Einzelhandlungen). Denn das Wesen der vorgenommenen Handlung besteht darin, daß die Handlung beschlossen und nur ihre Ausführung bis zum Eintritt einer gewissen Bedingung aufgeschoben ist, so daß also der Vorsatz bis zum Eintritt der Bedingung latent präsent ist und eine determinierende Wirkung ausübt, oder wie es FREUD sagt, das normale Verhalten bei gefaßtem Vorsatz deckt sich vollkommen (?) mit dem experimentell zu erzeugenden Benehmen bei posthypnotischer Suggestion. Deswegen weil also der Vorsatz eine dauernde determinierende Wirkung übt, ist durch eine vorübergehende äußere Ablenkung, durch welche wohl andere Fehlleistungen verursacht sein können, das Unterlassen einer vorgefaßten Handlung noch nicht zu motivieren, denn die vorgefaßte Einstellung müßte sich nach dem Ablauf dieser Ablenkung alsbald wiederherstellen. Wenn gleichwohl ein Vorsatz unausgeführt bleibt, so gestattet dies in der Tat einen Rückschluß auf die Stärke und »Aufrichtigkeit« der Vornahme. Tatsächlich sind die Beispiele, die FREUD für das Vergessen von Vorsätzen beibringt, diejenigen, denen man am ehesten zustimmen kann. — Ob freilich überhaupt das Vergessen einer vorgenommenen Handlung ein »Vergessen«, eine »Fehlleistung« wie die anderen ist, ist eine ganz andere Frage.

Aber für eine große Zahl von Fällen gilt die FREUDsche Schlußweise von FL auf pR ganz gewiß nicht. Es ist ganz zweifellos, daß sogar sehr häufig die störende Regung FR nicht von der beabsichtigten Leistung her angeregt ist, sondern durch äußere Anlässe (Sinnesreize, Schreck usw.), die zu der beabsichtigten Leistung nicht in der entferntesten Beziehung stehen. Ein Versprechen kann dadurch zustande kommen, daß infolge äußerer Ablenkung eine mechanisierte Bewegungsabfolge verwirklicht wird, ein Verlegen dadurch, daß ich einen Gegenstand, durch äußere Einwirkung abgelenkt, mechanisch beiseite lege, so daß ich nachher den Niederlegungsort gar nicht erinnern kann, weil ich ihn gar nicht beachtet habe usw. Diese Dinge sind so selbstverständlich, daß es banal ist, sie anzuführen, und doch müssen sie gegenüber den FREUDschen Überschreitungen besprochen werden.

Auf diese Vorhaltungen würde Freud wahrscheinlich erwidern: Es ist lächerlich anzunehmen, daß ich solche alltägliche Dinge übersehen hätte. Die Einwendungen des Referenten treffen meine Theorie gar nicht, weil sie überhaupt nicht bis an deren Kern heranreichen. Sie beweisen nur, daß der Referent von dem Tatbestand der Fehlleistungen nichts mehr zu erfassen vermag, als wie die offizielle Psychologie davon erfaßt, und daß er das, worauf es ankommt, überhaupt nicht sieht. Selbstverständlich kann eine Fehlleistung durch äußere ablenkende Einwirkung hervorgerufen sein. Aber dann bleibt immer noch die Frage, wieso die so und so beschaffene Ersatzleistung zustande kommt. Der äußere Reiz kann nichts mehr sein als die Veranlassung zu der Fehlleistung, richtiger zum Verfehlen des primären Leistungszieles. Damit ist aber die Ersatzleistung nicht im geringsten erklärt, sondern diese bedarf ihrer besonderen inhaltlichen Determinierung. Diese Determinierung kann nur aus der inhaltlichen Bewußtseinskonstellation gewonnen werden. Da nun im Moment, ehe der ablenkende Reiz oder überhaupt die die Fehlleistung veranlassende Aufmerksamkeitsschwankung eintritt, das Bewußtseinsfeld von der Intention der primären Leistung besetzt ist, so ist es logisch anzunehmen, daß die Ersatzleistung durch irgendwelche Assoziationen determiniert ist, welche von der Intention der primären Leistung her angeregt sind. Damit ist, um mich der Terminologie des Referenten zu bedienen, die Schlußweise von FL über FR auf pR gerechtfertigt.

Damit wäre eine Begründung der Freudschen Fehlleistungstheorie geliefert, genauer als wie sie Freud selbst gegeben hat. Aber diese Begründung wäre nicht stichhaltig. Unterscheiden wir an den Bedingungen der Ersatzleistung die Veranlassung für den Eintritt und die inhaltliche Determination für die spezielle Gestaltung der Ersatzleistung, so ist wiederum wohl in gegebenen Fällen möglich, daß die Veranlassung in äußeren Umständen gegeben und gleichzeitig die inhaltliche Determination von pR aus bestimmt ist, aber regelmäßig ist auch dieses nicht der Fall. Es sind im Gegenteil Fälle aufzeigbar, wo sowohl die Veranlassung als auch die inhaltliche Determination der Ersatzleistung in Bedingungen gegeben sind, die mit der pR absolut nichts zu tun haben. Wir nennen hierfür als Beispiel Fälle von Verlesen und Verschreiben, welche sich als

Verdichtung durch Vorausnahme darstellen. In solchen Fällen, welche zugleich einen häufigsten und vielleicht den bestbekannten Typ der Fehlleistungen darstellen, ist die inhaltliche Gestalt der Ersatzleistung durch das teilweise vorausgenommene Wort determiniert, zu dem die Auffassung voraus geeilt ist, also nicht durch das intendierte und verfehlte Wort, von dem die Aufmerksamkeit abgeglitten ist, und die Veranlassung zur Fehlleistung, daß die Aufmerksamkeit derartig abirrte, kann nun wieder in äußeren Einwirkungen gegeben sein. (Damit man uns nicht falsch verstehe: wir behaupten nicht etwa, daß es in allen Fällen der Verdichtungen so sei, aber es kann so sein.)

Unser Ergebnis ist also: Der von FREUD behauptete Zusammenhang kann in gegebenen Fällen statthaben, aber er ist von nur partikulärer Gültigkeit. Es sind auf der Gegenseite Fälle aufzeigbar, in denen er tatsächlich nicht stattfindet. Folglich ist es methodisch unzulässig, jenen Zusammenhang als Voraussetzung von allgemeiner Gültigkeit zu verwenden und als allgemeines heuristisches Prinzip an die Tatsachen heranzubringen. Wenn er überhaupt heuristisch verwendet werden darf, so höchstens für eine beschränkte Klasse von Fällen, für die die besonderen Kriterien noch anzugeben wären.

Damit haben wir außerordentlich viel gewonnen. Wir erinnern uns, diese allgemeine Voraussetzung ist wiederum ein Sonderfall des allgemeinsten FREUDschen Prinzipes, den Assoziationen, die sich bei der Analyse ergeben, ätiologische Bedeutung für das Zustandekommen des zu analysierenden Gebildes zuzuschreiben. Wir hatten bisher die Kritik dieses Prinzipes immer ausgeschaltet, mit gutem Grunde. Denn diese Assoziationen, deren ätiologische Bedeutung in Frage stand, führten entweder wie bei den neurotischen Symptomen zu den traumatischen Komplexen, von denen wir wenig wissen, oder gar, wie bei der Traumanalyse, zu dem latenten Trauminhalt, von dem wir nichts wissen können. Hier erst, bei den psychopathologischen Phänomenen des Alltagslebens, führt der behauptete Zusammenhang zu einem Endgliede, das dem normalen Wachleben angehört, hier erst führt der behauptete Maulwurfsgang durch das Unbewußte nach kurzer überschaubarer Strecke wieder ans Tageslicht. Hier nur können wir über das Bestehen dieses Zusammenhanges zu einem Urteil kommen. Und dieses Urteil lautet: Dieser Zusammenhang kann in singulären

Fällen bestehen, er ist keine bloße Voraussetzung, keine bloße petitio prinzipii. Aber es gibt ganz gewiß Fälle, in denen er nicht stattfindet, und es ist darum unzulässig, ihn als allgemeine Voraussetzung einzuführen. Und es ist noch unzulässiger und führt unfehlbar zur Verwirrung des eigenen Blickes, wenn man bei jedem Nichtbestehen dieses Zusammenhanges einen Widerstand vermutet. Auch über diese Hilfshypothese, die immer dann herhalten mußte, wenn der phänomenale Befund dem behaupteten Zusammenhang zu widersprechen schien, konnten wir bisher noch kein Urteil haben, da ja dieser Widerstand als solcher nur zu erweisen ist, wenn er psychoanalytisch als solcher aufgelöst wird (was abermals die Gültigkeit der Methode voraussetzt), und man sich überdies bei jeder abweichenden Vermutung der Freudschen Verdächtigung aussetzt, selbst im Banne solches Widerstandes zu stehen. Hier erst, bei den Fehlleistungen des Normalbewußtseins, ist die Möglichkeit gegeben, Fälle aufzuzeigen, deren vollständige und hinreichende Determinierung in der Einwirkung äußerer Reize gegeben ist, so daß hier ein Widerstand von vornherein überhaupt nicht in Frage kommen kann.

Haben wir nun mit unserem teils—teils irgendetwas gewonnen? Ist damit nicht alles zersplittert, ist damit nicht gesagt, daß alles auf den Einzelfall ankommt: in einzelnen Fällen ist der störende Gedankenzug und die daraus resultierende Ersatzleistung von der beabsichtigten Leistung her angeregt, und dann kann es aussichtsvoll sein, dieses Verhältnis von der Ersatzleistung her analytisch aufklären zu wollen, — in anderen Fällen ist er es ganz gewiß nicht, und dann führt alles Assoziieren unfehlbar zu gewalttätigen Kombinationen? Wir glauben nicht, daß wir durch unsere Auflösung gezwungen sind, bei diesem Ergebnis stehen zu bleiben, daß alles auf den singulären Fall ankommt, und daß wir uns bescheiden müssen, singuläre Urteile abzugeben. Wir haben Hoffnung, daß wir schon zu allgemeineren Sätzen gelangen können, wenn auch nicht zu Aufstellungen von so totaler, alles schematisierender Gültigkeit, wie sie Freud prätendiert. Wir halten es für möglich, Typenklassen von Fehlleistungen aufzustellen, welche hinsichtlich des Emportauchens der vikariierenden Leistung ein übereinstimmendes Verhältnis zeigen. Es gibt den Typ der durch äußere Ablenkung bedingten Fehlleistung, die mit der Freudschen Theorie nicht das geringste gemein hat,

es gibt aber auch den Typ der tendenziösen Fehlleistung (tendenziöses Vergessen, Versprechen usw.). Dieser Typ ist wahrscheinlich vorzugsweise derjenige, den FREUD im Auge gehabt hat (merkwürdigerweise behandelt er die am besten bekannte Art nicht, das tendenziöse Verhören). Es gibt ferner wahrscheinlich auch einen Typ oder Typen neurotischer Fehlleistungen, ebenso wie es Typen neurotischer Willenshandlungen und Entschlüsse gibt. Diese neurotische Willensbeschaffenheit ist ganz allgemein dadurch charakterisiert, daß das schlichte Verhältnis zu dem Gegenstand des Willensaktes getrübt ist, so daß bei den einfachsten Willens- und Wahlakten stets konträre, hemmende oder auch intensivierende, heftige Strebungen miterregt werden[1]. Daraus resultieren entsprechende Typen der Fehlleistungen. Es gibt einen zwanghaften Typ des Handelns, welcher die Entscheidung so lange wie möglich offen läßt und erst unter dem »Zwange des letzten Augenblickes« handelt. Daraus resultieren typische Fehlleistungen. Es gibt einen Liebe heischenden Typ des Handelns, welcher zunächst eine positive Entscheidung ablehnt, weil er freundlich überredet sein will, und falls die Aufforderung ausbleibt, sich dann schließlich doch noch entscheidet, woraus wieder ein Typ von Fehlleistungen resultiert. Treten derartige Fehlleistungen bei einem Individuum typisch auf, so daß die variierenden Zufallsbedingungen durch die Häufigkeit des Auftretens einigermaßen eliminiert sind, und ist außerdem die neurotische Willensgrundlage aus sonstigen Anzeichen erkannt, so ist eventuell die Möglichkeit gegeben, eine inhaltliche Analyse aus der Beschaffenheit dieser Fehlleistungen zu versuchen. Wenn z. B. ein Neurotiker habituell zu gewissen beruflichen Angelegenheiten zu spät kommt, etwa ein Student zu einem Kolleg über einen bestimmten Gegenstand oder dgl., so könnte man allerdings aus der Analyse dieser Fehlleistung eine Aufklärung über das persönliche Verhältnis des Neurotikers zu dem betreffenden Gegenstand erwarten. Jedenfalls ließe sich eine Analyse immer nur bei einer habituell auftretenden Fehlleistung und auch dann nur aus der Kenntnis der

[1] Man setze das nicht etwa ohne weiteres der von WUNDT sogenannten Vielheit der Motive bei der »zusammengesetzten Willenshandlung« gleich. Es handelt sich hier nicht um die Zahl der Motive, sondern um die Ablaufsweise der Motivation, welche auch bei verhältnismäßiger Einfachheit der Wahlmöglichkeiten auftritt.

Gesamtpersönlichkeit heraus vornehmen. Mit einzelnen Beispielen operieren zu wollen, wie es Freud tut, ist von vornherein verfehlt, denn die Fehlerquellen sind zu groß, der Möglichkeiten, daß der Hergang ein anderer gewesen, zu viele, und wir können wohl kein einziges der Freudschen Beispiele als auch nur im geringsten beweiskräftig anerkennen.

Wir können mit dem Ergebnis unserer Kritik zufrieden sein. Bei der Traumdeutung konnten wir nur unbestimmt angeben, daß in manchen Deutungen gewisse emotionale Verhältnisse richtig erfaßt seien, ohne doch bezeichnen zu können, wo dieses wenige Richtige zu Ende sei und wo die Überschreitungen anfingen. Hier können wir zum ersten Mal die bestimmte Grenzlinie ziehen. Wir können genau zeigen, wo der Fehler beginnt: dort, wo ein partikulär gültiger Zusammenhang als heuristisches Prinzip von totaler Gültigkeit verwendet wird. Wir verstehen auch, wieso Freud zu diesem Fehler kommt: durch die Anschauung von Fällen geleitet, in denen dieser Zusammenhang tatsächlich statt hat. Wir verstehen drittens, wohin Freud mit seiner ganzen Theorie zielt: auf das Verhältnis, das der Handelnde zu der beabsichtigten Leistung hat. »Wer bei etwas mit der ganzen Seele dabei ist, der begeht nicht so leicht eine Fehlleistung«, dies ist gewissermaßen der letzte Gedanke Freuds. Wenn man bei etwas eine Fehlleistung begeht, so muß etwas daran faul sein, wahrscheinlich ist man gar nicht ernstlich bei der Sache gewesen. Man sieht sofort, daß das sehr oft richtig sein kann. So schließt jeder Schullehrer aus häufigen Korrekturen auf Flüchtigkeit. Auch z. B. die Vorausnahmen beim Schreiben infolge äußerer Ablenkung können wiederum dadurch determiniert sein, daß man die betreffende Schreibarbeit nur mit gewissem Widerwillen leistete — wäre man mit ganzem Herzen dabei gewesen, so wäre man vielleicht von den betreffenden Einwirkungen nicht abgelenkt worden. Aber man sieht auch sofort, daß jener Grundgedanke nicht allgemein zutrifft; Fehlleistungen können bei der allerernstlichst gewollten Sache auftreten und beispielsweise einfach durch physische Ermüdung verursacht sein, unter deren Einwirkung die Zahl der Fehlleistungen beträchtlich steigt. — Viertens sehen wir aber auch ein, auf welche Weise das Haltbare an dem Freudschen Gedanken gerettet werden kann: dadurch daß, methodisch gesprochen, besondere

Kriterien der Fälle angegeben werden, in denen der FREUDsche Rückschluß angewendet werden darf. Wir deuteten an, daß wir solche Kriterien bei habituellen, eventuell auch qualitativ charakterisierten Fehlhandlungen auffindbar glauben. Es gibt eben gewisse Ungeschicklichkeiten, Zufälle, Versehen usw., die nur gewissen Menschen passieren, diesen aber auch regelmäßig.

Dadurch, daß wir die Grenzen der bedingten Gültigkeit des FREUDschen Zusammenhanges aufgezeigt haben, sind wir auch der Quelle beigekommen, aus der die eingeschworenen Freudanhänger ihre Überzeugungsgewißheit herleiten. Jene Fälle des tendenziösen Vergessens u. dgl., namentlich des tendenziösen Unterlassens vorgenommener Handlungen, sind es, an denen sich die Freudianer immer wieder orientieren, wenn ihnen die allgemeine Unzulänglichkeit der FREUDschen Theorie methodisch aufgezeigt wird. Jeder die Psychoanalyse ausübende Praktiker hat in der Regel einen oder ein paar solche Fälle aus seiner persönlichen Erfahrung parat, aus denen ihm dann das Überzeugungsgefühl für die anscheinend minder durchsichtigen und in Wahrheit ganz andersartigen Fälle abfärbt.

Aus der Verkennung aber der beschränkten und vereinzelten Gültigkeit des von FREUD allgemein behaupteten Zusammenhanges hat sich in der Analyse der Fehlleistungen bei den Freudianern ein Unfug entwickelt, der fast noch größer ist als der Unfug der Traumdeutung. Denn ihre Traumdeuterei können sie doch nur bei demjenigen vollziehen, der sie der Mitteilung ihrer Träume würdigt, die Fehlleistungen aber deuten die unkritischen Fanatiker überall, wo sie sie im täglichen Leben bemerken, ohne daß sie es für nötig halten, den Urheber der Fehlleistung zu analysieren, und ohne daß sie fähig wären, die obwaltenden psychologischen Nebenbedingungen kritisch zu erfassen. FREUD ist wenigstens in der Formulierung vorsichtig, er schreibt beispielsweise zusammenfassend: »Neben dem einfachen Vergessen von Eigennamen kommt auch ein Vergessen vor, welches durch Verdrängung motiviert ist«. Die Freudianer kennen eine solche Zurückhaltung nicht mehr. Für sie bedeutet praktisch jedes Nichtreproduzierenkönnen ein Vergessen und jedes Vergessen ein Verdrängen. Gerade auf dem Gebiete der Fehlleistungen des Normalbewußtseins produzieren die Freudianer fortgesetzt in der Literatur die allergrößten Ungeheuerlichkeiten, und im alltäglichen

Leben haben sie jene überlegene Geste entwickelt, mehr von den Äußerungen des Seelenlebens zu verstehen als die gewöhnlichen Menschen, womit sie wohl autoritätsbedürftigen Gemütern gelegentlich außerordentlich imponieren können, während sie bei allen kritischen Menschen damit nur die ganze Theorie in ärgsten Mißkredit bringen.

19. [**Die Freudsche psychoanalytische Methode.** In: Löwenfeld, »Psychische Zwangserscheinungen«, 1904[1].]

20. [**Über Psychotherapie.** Vortrag im Wiener medizin. Doktorkollegium. Wiener Mediz. Presse, 1905[2].]

Nach dem Jahre 1901 tritt in der bis dahin so überreichen Publikation Freuds zunächst eine kleine Pause ein. Aus den nächsten Jahren liegen zunächst ein summarischer Bericht für Löwenfelds »Psychische Zwangserscheinungen« und ein Vortrag vor. In dem Bericht wendet sich Freud neuerdings energisch gegen die Hypnose, der er vorwirft, daß sie den Widerstand nur verdecke, ihn aber nicht aufräume, sondern ihm nur ausweiche und darum nur vorübergehende Erfolge ergebe. Interessant sind die verschiedenen Formulierungen über das Wesen der psychoanalytischen Kur: ihre Aufgabe sei, »die Amnesien aufzuheben«, »alle Verdrängungen rückgängig zu machen«, »das Unbewußte dem Bewußtsein zugänglich zu machen«, oder auch »eine Nacherziehung zur Überwindung innerer Widerstände« zu bilden. Vor allem aber werden in den beiden Publikationen die genauen Indikationen für die analytische Behandlung angegeben. Freud fordert von den Patienten, daß sie eine gewisse Intelligenz und ethischen Wert haben, daß sie eines psychischen Normalzustandes fähig seien, nicht über 50 Jahre alt seien, und daß nicht drohende und dringende Erscheinungen (wie Anorexie) ein rascheres Eingreifen fordern.

21. [**Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten.** 1905.] — Wir haben schon bei der »Traumdeutung« gesehen, wieviele Beziehungen die Freudsche Traumtheorie durch ihre Kombinatorik und Symbolik zum Witze aufweist. Auch die »Psychopathologie des Alltagslebens« ist an solchen Beziehungen reich, man könnte sie beinahe auf die Formel bringen, daß Freud die Fehlleistungen so

---

1 Abgedruckt Kl. Schr. I, S. 213 ff.

2 Ebda. S. 201 ff.

auffaßt, wie die »Druckfehler« in den Witzblättern gelesen sein wollen, nur daß diese Druckfehler als ein Spiel des hämischen Zufalls erscheinen, während FREUD nun viel weiter geht und sie als den entglittenen Ausdruck einer unbewußten Absicht auffaßt. FREUD berichtetet auch selbst, ein Kritiker habe zu seiner »Traumdeutung« gesagt, sie sei zu witzig. Es ist nun überaus bezeichnend für die eigentümliche Zähigkeit und Plastizität des FREUDschen Denkens, daß er darauf nicht etwa die Traumdeutung unter der Perspektive der Witzigkeit angesehen und einer Revision daraufhin unterzogen hat, ob nicht etwa zuviel Kombinatorik darinstecke, sondern daß er den Witz unter der Perspektive seiner Traumtheorie betrachtet hat. Und wirklich gelingt es ihm, zu deduzieren, warum die Traumdeutungen den »unbehaglichen Eindruck« der Witzigkeit machen müssen, und mit einem ungeheueren theoretischen Apparat stellt er die These auf, »daß die Traumarbeit mit denselben Mitteln arbeitet wie der Witz«. Auf diese Weise ist das Buch über den Witz entstanden, das die Kritik mit merkwürdiger Übereinstimmung als FREUDs geistreichstes Buch erklärt hat, ohne freilich sonst besonders viel dazu zu sagen. Das Buch bringt eigentlich nichts zu dem Gegenstand unserer Arbeit, die der Neurosenlehre gewidmet sein soll, und liefert auch für die allgemeinen Prinzipien nichts neues, wie die anderen normalpsychologischen Arbeiten FREUDs. Immerhin können wir das Buch nicht einfach beiseite lassen, dazu ist es für FREUD viel zu charakteristisch und für die Beurteilung seiner ganzen Art der Theoriebildung nicht zu entbehren. So müssen wir schon etwas dabei verweilen, freilich wollen wir nur den prinzipiellsten Gedanken herausheben und können keine detaillierte Kritik geben. Auch mit einem eingehenden Referat können wir uns hier nicht aufhalten, so daß wir vermutlich nur dem Leser verständlich sein werden, der das Buch bereits kennt.

Das Wesen des Witzes ist begründet in zweierlei Momenten: in formalen und inhaltlichen, in der witzigen Form und in dem witzigen Inhalt, oder wie FREUD sagt, in der Technik und in den Tendenzen des Witzes. FREUD analysiert zunächst den Witz von der Formseite her. Er geht dabei so vor, daß er den Witz in seiner wörtlichen Formulierung vergleicht mit dem schlichten, witzlosen Ausdruck desselben Gedankens und die Unterschiede feststellt. Am

ergiebigsten ist dieses Verfahren bei den Wortwitzen, bei denen ja ersichtlich die Witzwirkung vornehmlich in der Wortfassung fundiert ist. Freud stellt nun ein ganzes Schema von »Techniken« des Wortwitzes auf; sie gruppieren sich in die Klassen: Verdichtung, Verwendung des nämlichen Materials, Verwendung des Doppelsinnes. Es scheint, als wenn sich die »Verdichtung« als das gemeinsame Merkmal herausstellen sollte, doch kommt er damit nicht überall durch. Schließlich findet er den Oberbegriff, in dem alle Techniken zusammengehen, in einer »ersparenden Tendenz«. Indessen trifft dies nur für den Wortwitz zu. Für den Gedankenwitz erbringt die Analyse der Wortform kein so einhelliges Ergebnis. Freud stellt als die Teckniken des Gedankenwitzes auf: die »Verschiebung« (gemeint ist die witzige Ablenkung auf ein anderes Thema), den Widersinn, Denkfehler, »Unifizierung«, »indirekte Darstellung«, witziger Vergleich. Die Herleitung dieser Aufstellungen müssen wir bitten an Ort und Stelle nachzulesen, sonst müßten wir das ganze Buch abschreiben.

Zu der Herleitung dieser Witztechniken wären Einzelheiten in Menge zu beanstanden. Beispielsweise gibt Freud zu dem bekannten Witz, da ein Offizier einem jüdischen Kanonier sagt: »Itzig, du taugst nicht zu uns. Kauf dir eine Kanon' und mach dich selbständig« folgende Auflösung: »Der Offizier stellt sich nur dumm, um Itzig zu zeigen, wie dumm er selbst sich benimmt. Er kopiert den Itzig. ‚Ich will dir jetzt einen Rat geben, der genau so dumm ist wie du'. Er geht auf Itzigs Dummheit ein und bringt sie ihm zur Einsicht, indem er sie zur Grundlage eines Vorschlags macht, der Itzigs Wünschen entsprechen muß.« Das ist reine Kombinatorik. Jener Offizier dürfte kaum daran denken, den Itzig zu »kopieren« und auf sein Niveau herabzusteigen, etwa so, wie man sich auf das Niveau eines Kindes herabläßt, wenn man mit ihm in der Kindersprache scherzt. Wahrscheinlich ist sich jener Offizier mit seinem Witze dem Itzig gerade sehr überlegen vorgekommen. Die Wirkung jenes witzigen Rates liegt zunächst in der grotesken Vorstellung, die darin aufgegeben ist, sich zu vergegenwärtigen, wie sich Itzig mit seiner Kanone etabliert, gewissermaßen als Privatarmee. Diese Vorstellung ist zunächst komisch, und daß sie nun witzig wirkt und trifft, ist darin begründet, daß jener Rat dem Interessenkreis des Itzig entnommen ist, nämlich dem geschäftlichen. Das ist aber ganz etwas

anderes, als wie, daß der Offizier »sich dumm stellt« und Itzig »kopiert«.

Wir erwähnen diese beispielsweise Beanstandung nur, um auszudrücken, daß wir uns aller Unzulänglichkeiten bewußt sind, wenn wir gleichwohl die Freudschen »Techniken« anerkennen. Es ist wohl zweifellos, daß im Witze »Verdichtungen«, Doppelsinn, Widersinn, Denkfehler, indirekte Darstellungen, Vergleiche usw. als technische Mittel verwendet werden. Aber — und das ist das wesentliche — alles das ist noch nicht das Wesen des Witzes, auch nicht das Wesen der witzigen Form. Denn jene These ist nicht umkehrbar, es gibt auch Verdichtungen, Doppelsinnigkeiten, Denkfehler, Verschiebungen usw., die nicht witzig sind. Gerade Freud selbst weist ganz ausdrücklich darauf hin, daß alle diese Techniken auch von der Traumarbeit verwendet werden[1]. Also muß doch noch etwas hinzukommen, was die vermöge dieser Techniken gebildete Form zur witzigen Form macht.

Man könnte erwarten, jenes etwas würde gefunden, wenn Freud nunmehr zur Betrachtung der inhaltlichen Momente des Witzes übergeht. Freud kennt von diesen inhaltlichen Momenten nur die »Tendenzen« des Witzes. Von diesen Tendenzen aus ist zu unterscheiden der harmlose und der tendenziöse Witz. In der Analyse des harmlosen Witzes kommt Freud nicht einen einzigen Schritt weiter, er findet, da keine tendenziösen Inhalte da sind, eben nichts weiter als die schon festgestellten formalen Elemente. In diesen muß also, da nichts weiter da ist, die Wirkung des Witzes begründet sein. »Die von uns vorhin beschriebenen technischen Mittel des Witzes — die Verdichtung, Verschiebung, indirekte Darstellung usw. — haben also das Vermögen, beim Hörer eine Lustempfindung hervorzurufen, wenngleich wir noch gar nicht einsehen können, wie ihnen dies Vermögen zukommen mag.« Alles weitere Heil wird von der Analyse des tendenziösen Witzes erwartet.

Die Tendenzen des Witzes zerfallen in zwei Klassen: der tendenziöse Witz ist entweder feindseliger (aggressiver, satirischer) oder obszöner (entblößender) Witz. Freud beginnt mit letzterem.

Um die Analyse des obszönen Witzes zu geben, macht Freud

---

[1] a. a. O. S. 72.

die typische psychologistische Wendung, d. h. er springt von dem Inhalt des Witzes über auf die Motive, aus denen er hervorgebracht wird. Dabei leistet er sich nun die kühnsten Behauptungen. »Die Zote ist ursprünglich« (in welchem Sinne ‚ursprünglich'?) »an das Weib gerichtet und einem Verführungsversuch gleichzusetzen. Wenn sich dann ein Mann in Männergesellschaft mit dem Erzählen oder Anhören von Zoten vergnügt, so ist die ursprüngliche Situation dabei mit vorgestellt. (!) Wer über die gehörte Zote lacht, lacht wie ein Zuschauer bei einer sexuellen Aggression . . . Es ist merkwürdig, daß solcher Zotenverkehr beim gemeinen Volke so überaus beliebt und eine nie fehlende Betätigung heiterer Stimmung ist. Beachtenswert ist aber auch, daß . . dabei . . an die Zote selbst keiner der formellen Ansprüche, welche den Witz kennzeichnen, gestellt wird . . . Erst wenn wir zu höher gebildeter Gesellschaft aufsteigen, tritt die formelle Witzbedingung dazu. Die Zote wird witzig und wird nur geduldet, wenn sie witzig ist . . . Hier wird endlich greifbar, was der Witz im Dienste seiner Tendenz leistet. Er ermöglicht die Befriedigung eines Triebes (des lüsternen und feindseligen) gegen ein im Wege stehendes Hindernis, er umgeht dieses Hindernis und schöpft somit Lust aus einer durch das Hindernis unzugänglich gewordenen Lustquelle.« In diesen von Freud sehr umfänglich geführten Auseinandersetzungen ist eigentlich nichts weiter enthalten, als die banale Weisheit, daß man im Witze manches sagen kann, was man sonst nicht sagen darf.

Wenn Freud nunmehr in dem als »Synthetischer Teil« überschriebenen Abschnitt es unternimmt, eine deduktive Erklärung der Witzeslust zu geben, so geht er verblüffenderweise vom tendenziösen Witze aus. Obwohl es doch offenbar ist, daß hier die Verhältnisse komplizierter sein müssen als wie beim harmlosen Witze. Die Lust am tendenziösen Witze ist sehr schnell erklärt, sie »ergibt sich daraus, daß eine Tendenz befriedigt wird, deren Befriedigung sonst unterblieben wäre«. Hätte man für den Ausdruck der (feindseligen oder obszönen) Regung, die sich in der Tendenz des Witzes manifestiert, nicht die witzige Form gefunden, so hätte man sie hemmen und unterdrücken müssen, weil eine direkte Äußerung dieser Regung aus sozialen und anderen Gründen unmöglich war. Diese Hemmung hätte einen »psychischen Aufwand« erfordert, und durch den tenden-

ziösen Witz wird dieser Aufwand »erspart«, woraus die Witzeslust resultiert. So ergibt sich »Ersparung an Hemmungs- oder Unterdrückungsaufwand« als das Geheimnis der Lustwirkung des tendenziösen Witzes.

»Aus geeigneten Beispielen harmlosen Witzes mußten wir den Schluß ziehen, daß die Techniken des Witzes selbst Lustquellen sind, und wollen nun prüfen, ob sich diese Lust etwa auf Ersparung an psychischem Aufwand zurückführen lasse.« Mit dieser famosen Wendung geht Freud zur Erklärung der Lust am harmlosen Witze über. Zunächst muß uns schon die Fragestellung geradezu sinnlos vorkommen. Jene »Ersparung« beim tendenziösen Witze bezog sich doch auf die tendenziösen Elemente des Witzes, deren Unterdrückung durch entgegenstehende Hindernisse gefordert wurde. Wenn ich einen harmlosen Witz mache, welche Hindernisse sollen da vorhanden sein, die mir eine Hemmung auferlegen, und welcher Hemmungsaufwand soll da gespart werden? Aber Freud hat das Wort »Ersparung« und läßt es sich nicht mehr nehmen, er bringt dieses Wort schematisch an alles heran, und siehe da, alles stimmt wunderschön!

Am ehesten scheint es noch möglich, beim Wortspiele von Ersparung zu reden. »Wenn es uns im Witz ein unverkennbares Vergnügen bereitet, durch den Gebrauch des nämlichen Wortes oder eines ihm ähnlichen aus dem einen Vorstellungskreis in einen anderen entfernten zu gelangen, so ist dies Vergnügen wohl mit Recht auf die Ersparung an psychischem Aufwand zurückzuführen. Die Witzeslust aus solchem »Kurzschluß« scheint auch um so größer, je fremder die beiden durch das gleiche Wort in Verbindung gebrachten Vorstellungskreise einander sind, je weiter ab sie voneinander liegen, je größer also die Ersparung an Gedankenweg durch das technische Mittel des Witzes ausfällt.« Bei den Wortwitzen, die sich über das Wortspiel erheben und mit höheren Mitteln — Unifizierung, Gleichklang, mehrfache Verwendung, Modifikation bekannter Redensarten, Anspielung auf Zitate — arbeiten, hebt Freud, um mit der Ersparung durchzukommen, als Gemeinsames heraus, »daß jedesmal etwas Bekanntes wiedergefunden wird, wo man anstatt dessen etwas Neues hätte erwarten können. Dieses Wiederfinden des Bekannten ist lustvoll, und es kann uns wiederum nicht schwer fallen, solche

Lust als Ersparungslust zu erkennen, auf die Ersparung an psychischem Aufwand zu beziehen«.

Am schwierigsten scheint die Sache bei den Gedankenwitzen. »Daß es leichter und bequemer ist, von einem eingeschlagenen Gedankenweg abzuzweigen als ihn festzuhalten, Unterschiedenes zusammenzuwerfen als es in Gegensatz zu bringen, und gar besonders bequem, von der Logik verworfene Schlußweisen gelten zu lassen, endlich bei der Zusammenfügung von Worten oder Gedanken von der Bedingung abzusehen, daß sie auch einen Sinn ergeben sollen: dies ist allerdings nicht zweifelhaft.« Man sollte meinen, daß Freud hier von der Ideenflucht spricht. Aber nein, er fährt unmittelbar fort: »und gerade dies tun die in Rede stehenden Techniken des (Gedanken-)Witzes«. Merkwürdig ist nur, daß aus diesen alogischen Verbindungen eine Lust hervorgehen soll. Um dies verständlich zu machen, statuiert Freud eine ganz primäre »Lust am Unsinn«, welche in dem Spiel des Kindes mit sinnlosen Silben in die Erscheinung treten und später im »Ulk« und »Bierschwefel« gelegentlich wieder durchbrechen soll. Diese Lust am Unsinn wird mit fortschreitendem Alter durch die »Erstarkung eines Moments, das als Kritik oder Vernünftigkeit bezeichnet zu werden verdient«, verpönt. Um gleichwohl der Lust am Unsinn weiter frönen zu können, wird der Ausweg genommen, gewissermaßen einen sinnvollen Unsinn aufzusuchen. Dies geschieht in zwei Entwicklungsetappen, im Scherz und im Witz. Beim Scherz finden bereits alle technischen Mittel des Witzes Verwendung. Was ihn vom Witz unterscheidet, ist, daß der Sinn des der Kritik entzogenen Satzes kein wertvoller, kein neuer oder auch nur guter zu sein braucht. Wird der Inhalt des Satzes selbst ein gehalt- und wertvoller, so wandelt sich der Scherz zum Witz. Ein Gedanke, der unseres Interesses würdig gewesen wäre auch in schlichtester Form ausgedrückt, ist nun in eine Form gekleidet, die an und für sich unser Wohlgefallen erregen muß.

Wir sehen also, um beim Gedankenwitz mit der »Ersparung« durchzukommen, tut Freud den überraschenden Schritt, das logische Analogon zu der von ihm sogenannten »kritisierenden Instanz« aufzustellen. Wir hatten diese Instanz bisher nur als eine ethische Einrichtung kennen gelernt, welche auf dem Gebiet des Wollens herrschte und peinlichen Wünschen namentlich sexuellen Inhalts aus

Gründen der Scham usw. den Zugang zum Bewußtsein verwehrte. Jetzt erfahren wir, daß es auch eine derartige logische Instanz gibt, welche auf dem Gebiet des Denkens herrscht und uns den Unsinn oder vielmehr die ungetrübte Lust am Unsinn verwehrt. Damit ist die Parallele zwischen harmlosem und tendenziösem Witz eine vollständige geworden. Wie sich dieser gegen die Schranken wendet, welche gegen feindselige oder obszöne Regungen aufgerichtet sind, so wendet sich der harmlose Witz gegen die logischen Schranken, die gegen die infantile Freude am Unsinn aufgerichtet sind. Freud schreibt ganz wörtlich: »Der Witz — mag der in ihm enthaltene Gedanke auch tendenzlos sein — ist eigentlich nie tendenzlos; er verfolgt die zweite Absicht, den Gedanken durch Vergrößerung zu fördern und ihn gegen die Kritik zu sichern«. Wir brauchen kaum noch auszusprechen, daß die Umgehung der logischen Kritik durch den Witz eine »Ersparung an Hemmungsaufwand« darstellt; die Techniken des Gedankenwitzes erscheinen so »als Wiederherstellungen alter Freiheiten und als Entlastungen von dem Zwang der intellektuellen Erziehung«. So wird in der Ersparung an psychischem Aufwand das letzte Prinzip gefunden, auf das alle Technik des Witzes und alle aus diesen Techniken resultierende Lust zurückzuführen ist. Der tendenziöse Witz erscheint nunmehr nur als das letzte Glied einer aufsteigenden Entwicklung. Der Witz »beginnt als Spiel, um Lust aus der freien Verwendung von Worten und Gedanken zu ziehen. So wie das Erstarken der Vernunft ihm dies . . als sinnlos verwehrt, wandelt er sich zum Scherz, um diese Lustquellen festhalten und aus der Befreiung des Unsinns neue Lust gewinnen zu können. Als eigentlicher, noch tendenzloser Witz leiht er dann Gedanken seine Hilfe und stärkt sie gegen die Anfechtung des kritischen Urteils . . ., und endlich tritt er großen, mit der Unterdrückung kämpfenden Tendenzen bei, um innere Hemmungen aufzuheben«. In letzterem Falle fungiert die Witzeslust nur als »Vorlust«, um als »Verlockungsprämie« die Entbindung der großen, aus Befreiung der gehemmten Tendenzen entspringenden Lust zu ermöglichen, die ohne diese Witzeslust nicht möglich gewesen wäre. »Die Vernunft — das kritische Urteil — die Unterdrückung, dies sind die Mächte, die der Witz der Reihe nach bekämpft; die ursprünglichen Wortlustquellen hält er fest und eröffnet sich von der Stufe des Scherzes an neue Lustquellen durch

die Aufhebung von Hemmungen. Die Lust, die er erzeugt, sei es nun Spiellust oder Aufhebungslust, können wir alle Male von Ersparung an psychischem Aufwand ableiten.«

Damit haben wir den Grundgedanken von Freuds Witztheorie dargestellt. Alle die weiteren Ausführungen des Buches — über die Beziehungen des Witzes zum Traum —, über die Quelle des Witzes im Unbewußten, im Gegensatz zum Komischen, dessen Quelle im »Vorbewußten« zu »lokalisieren« sei — über das Komische, dessen Wesen in einer »Vergleichsdifferenz zweier Aufwände« bestehen soll — über den Humor, dessen Lust aus »erspartem Affektaufwand« hervorgehen soll (gemeint ist der durch die humorvolle Auffassung ersparte Ärger usw.) — alles das wollen wir hier übergehen. Diese weiteren Ausführungen haben die dargestellte Witztheorie zur Voraussetzung bzw. sind nach Analogie derselben gebildet, bringen aber kein weiteres Material, um diese zu fundieren oder zu verifizieren.

Für die Kritik dürften schon aus der Darstellung des Beweisganges die wesentlichen Momente klar geworden sein. Das Neue der Freudschen Theorie ist darin begründet, daß er die Aufklärung des Wesens des Witzes vom tendenziösen Witz her unternimmt. Dieses Verfahren ist schon methodisch bedenklich. Es widerspricht der allgemeinen wissenschaftlichen Forderung der Isolation der Bedingungen, das Zusammengesetzte vor dem Einfachen in Angriff zu nehmen und den reinen Fall aus einer komplizierteren, determinierteren Anwendungsform erklären zu wollen. Immerhin könnte dieses Verfahren zulässig erscheinen, wenn der spezielle Fall des tendenziösen Witzes eine gesteigerte, potenziertere Form des reinen Witzes darstellt, in der die wahre Natur des Witzes nur konzentrierter in die Erscheinung träte. So scheint es ja nach der Freudschen Theorie in der Tat zu sein. Aber diese Theorie ist ja selbst erst das Produkt dieses analytischen Verfahrens. Rein phänomenal, ohne Theorie betrachtet, stellt sich der tendenziöse Witz gegenüber dem abstrakten als eine angewandte und komplizierte Form des Witzes dar, in der hinzukommende Inhalte sich mit dem reinen Wesen des Witzes kreuzen und sich beeinträchtigen. Abstrakte Wesenheit des Witzes und Witztendenzen tendieren nicht in derselben Richtung, sondern sind gegenpoliger Natur, der Witz ist der Schokoladenüberzug, in den die bittere Pille der Malice, der Invektive gewickelt wird. Die

entgegengesetzte Natur von abstraktem Witz und Tendenz läßt sich unabhängig von aller Theorie phänomenal aufzeigen. Die bittere Pille kann durch den Schokoladenüberzug hindurchschmecken, worauf man dann ihren wahren Geschmack erkennt. Eine Gesellschaft kann sich mit tendenziösen Witzen vergnügen, bis plötzlich ein plumper Witz fällt, in dem die Tendenz zu grob und der Witz zu wenig tragfähig ist, und die Folge ist, daß die Stimmung zerstört ist. Die Lust an der tendenziösen Komponente des Tendenzwitzes wird auch von der Sprache mit einem besonderen Worte unterschieden, sie ist das »Behagen«, das dem »Witz« (als subjektives Vermögen) entgegengesetzt ist. Nach FREUD ist, wie jeder Witz im Grunde ein tendenziöser Witz ist, so auch die Lust am reinen Witz ein Behagen, ein Behagen darüber, der arroganten Kritik eines ausgewischt und einen sinnvollen Unsinn ins Bewußtsein eingeschmuggelt zu haben.

Es könnte scheinen, als wäre mit alle dem nur die Methode des Beweisgangs getroffen, und als wäre die These der »Ersparung« unabhängig von dem Wege, daß sie vom tendenziösen Witze her gewonnen wurde. Um nun zu dieser These selbst überzugehen, so bestreiten wir erstens, daß der Witz eine Ersparung darstellt, und zweitens, daß eine Ersparung lustvoll wirkt. Wir beginnen mit dem zweiten Teile. Daß aus einer psychischen Ersparung Lust resultiere, ist eine Behauptung, die aus der englischen Assoziationspsychologie stammt, welche sich so gern ökonomischer Metaphern bedient. Daß eine Ersparung Lust zur Folge haben müsse, erscheint so plausibel, daß es meist gar nicht bewiesen wird. Auch FREUD beweist es nicht, nur gelegentlich setzt er Ersparung etwa gleich mit »Erleichterung der psychischen Arbeit«, die ja offensichtlich einen Lustgewinn bringen müsse. Tatsächlich trifft nichts von alledem zu. Die Lust hat mit einer »Ersparung an psychischer Arbeit« überhaupt nichts zu tun. Wäre die Ersparung Lustquelle, so müßte ja unser Organismus naturgemäß nach einem Zustand größtmöglicher Ersparung als dem Zustand größtmöglicher Lust tendieren, das wäre ein Zustand möglichster Arbeitslosigkeit. Aber gerade die intensivsten Lustgefühle, die körperlichen bei der Bewegung und beim Sport, die geistige bei den Produktionen der Kunst usw., resultieren gerade aus der allerintensivsten Arbeit. In der Welt alles Lebendigen

entspringt Lust niemals aus Ersparung, sondern aus Regung und Bewegung. Aber jene Rede von der »Ersparung« ist nicht nur falsch, sie ist überhaupt sinnlos. Wenn ich aus Anlaß einer Geldersparung mich freue, so ist das ersparte Geld da, wenn ich aber aus Anlaß einer Arbeitsersparung Lust empfinde, so ist die ersparte Arbeit nichtgeleistete Arbeit, d. h. überhaupt nicht existent. Ganz plump gesprochen: Wie soll denn der Organismus »wissen«, daß er bei dem stattgefundenen Arbeitsaufwand etwas erspart hat und er Lust zu produzieren hat, wie soll er wissen, ob nicht vielmehr die verwendete Arbeit das adäquate Maß oder etwa gar immer noch ein zuviel war? Worauf es ankommt: »Ersparung« ist ein Relationsbegriff, ich kann nur von Ersparung sprechen, wenn ich den Vorgang von geringerem Aufwande zusammenhalte mit dem normalen Vorgang, in dem die Ersparung nicht stattgefunden hätte. Damit eine Ersparung eine psychische Wirkung haben kann, muß die in der Ersparung enthaltene Relation selbst irgendwie mitgegeben sein. Wenn ich z. B. bei einer aufgegebenen Arbeit eine unerwartete Arbeitsersparung mache, indem ich einen leichteren Weg auffinde, so ist jene Relation allerdings aktuell, denn ich habe den schwierigeren Weg noch präsent, auf dem ich das Arbeitsziel usprünglich zu erreichen beabsichtigte, und jetzt kann mir allerdings diese Ersparung die Quelle einer Befriedigung (das ist etwas ganz anderes als Lust!) werden. Ist mir erst dieser leichtere Weg zur Gewohnheit geworden und habe ich den schwereren vergessen, so empfinde ich auch keine besondere Befriedigung mehr darüber, obgleich die objektive »Ersparung« dieselbe geblieben ist. Man sieht wohl aus diesem Beispiel: damit eine Ersparung eine psychische Wirkung haben soll, muß sie mit all ihren Fundamenten gegeben sein, dagegen ist es sinnlos, zu einer Lust eine Ersparung einfach dazu zu hypostasieren. Der hypostasierende Gelehrte kann dabei von Ersparung reden, weil er sich die Beziehung zu dem ersparnislosen Sachverhalt dazudenkt, er beachtet nicht, daß im objektiven Organismus der Arbeitsaufwand keine »Ersparnis« ist, sondern einfach eine quantitativ bestimmte Größe, die keinerlei Bezogenheit auf einen anderen Sachverhalt enthält. — Es ist recht bezeichnend für die Gedankenlosigkeit der Assoziationspsychologie, daß gerade sie, die mit rein empirischen Begriffen zu operieren meint und alle Relationen nominalistisch auf-

löst, die Rede von der »Ersparung« durch die Jahrhunderte weiterschleppt und einen Relationsbegriff als realen Kausalbegriff verwendet, obgleich gerade sie am allerwenigsten einen »Ort« hätte, wo die darin involvierte Relation existent sein könnte.

Nachdem wir kurz angedeutet haben, daß aus einer Ersparung überhaupt nicht Lust resultiert, obliegt uns noch nachzuweisen, daß beim Witz überhaupt keine Ersparungen stattfinden (Ersparung jetzt gemäß FREUD im objektiven Sinne genommen als geringere Anforderungen psychischer Arbeit). Es ist hoffentlich schon aus dem Referat klar geworden, daß unter den »Ersparungen« bei FREUD zwei grundverschiedene Dinge zusammengefaßt sind. Einmal die Ersparungen an »Hemmungsaufwand«, welche darin bestehen sollen, daß ich beim tendenziösen Witz eine verpönte Regung nicht zu unterdrücken brauche, sondern ihr im Witz Abfuhr gewähren kann, dann auch beim harmlosen Witz darin, daß ich die Lust am Unsinn nicht aus Rücksicht auf die Vernunftkritik zu hemmen brauche. Zweitens die psychischen Erleichterungen, welche darin bestehen sollen, daß ich im Wortwitz oberflächlichen Assoziationen folgen darf, daß ich bei Verwendung des Doppelsinns nur ein Wort brauche, um mehrfaches auszudrücken, daß überhaupt die Witzform im allgemeinen kürzer ist als die schlichte Ausdrucksform desselben Gedankens. Das erstere hat überhaupt mit einer Ersparung nichts zu tun und ist nur mit einer Vergewaltigung des Terminus als solche zu bezeichnen. Ersparung ist wesentlich ein Minderaufwand an Leistung; wenn ich aber einer feindseligen Regung im tendenziösen Witz nachgebe, so bin ich nicht minderleistend und fühle mich nicht passiver, als wenn ich die Regung unterdrücke, sondern ich bin in erhöhtem Maße aktiv und mehrleistend. Und wir fühlen uns dabei lustvoll erregt nicht aus dem Gefühl einer ersparten Leistung, sondern aus dem Gefühl einer positiven Betätigung; wir haben z. B. beim aggressiven Witz nicht das Gefühl: »Gott sei Dank, jetzt brauchst du dich nicht zu hemmen« sondern: »Jetzt hast du es ihm einmal gegeben«. Kein Wunder, wenn diese »Ersparung« lusterregend ist; sie ist gewiß lusterregend, nur ist sie keine Ersparung. Diese Lust fließt nicht aus der Ersparung über die unterlassene Hemmung, sondern aus der Befriedigung über die betätigte Tendenz und ist in dieser triebmäßig verankert. — Was dann das zweite betrifft, so scheint es in der Tat, als

ob in der Ausdrucksform des Witzes, dessen traditionelles Wesen die Kürze, eine Ersparung an Ausdrucksmitteln gegeben sei. So scheint es aber nur, wenn man wie Freud von der Außenseite, von der Wortseite her an die Sache herantritt. Der Ersparung an Worten entspricht auf der Bedeutungsseite ein Übermaß, eine Vielfältigkeit an Bedeutungen und Beziehungen. Der Witz kommt in der Tat mit weniger Worten aus, als der schlichte Ausdruck; aber dies ist nicht das Wesen, sondern ein Effekt des Witzes, und dieser Effekt resultiert daraus, daß der Witz die Bedeutungen verdichtet und an entscheidender Stelle mit Hilfe des Wortes eine Mehrheit von Beziehungen zu vereinigen weiß: so entsteht die Pointe. Dieses Kondensieren einer Mehrheit von Beziehungen an einer Stelle ist aber keine Ersparung, sondern sie ist das Gegenteil davon, sie ist eine besondere Kraftleistung des Denkens. Welche psychische Kraft dazu gehört, das können wir empirisch beobachten, insbesondere in dem Fall des ungeschickten Nacherzählers, der die Pointe verkorkst. Es gelingt ihm nicht, den mehrfachen Sinn an der rechten Stelle zur Deckung zu bringen, er erzählt weitläufig, explikativ, bringt die mehrfachen Beziehungen nacheinander zur Darstellung, anstatt sie mit einem Worte herauszubringen, verfehlt die Wirkung und läßt es sich viel Worte kosten — und der arme Tropf braucht doch nach Freud nur zu »sparen«, um die Wirkung zu erreichen. — Nein, der Witz ist zu allen Zeiten ein Anzeichen intellektueller Beweglichkeit und ein Produkt psychischer Mehrleistung (wenn auch vielleicht einer Mehrleistung besonderer Art) gewesen. Darauf beruht auch die Möglichkeit, den Witz zum Ausdruck sonst verpönter Tendenzen zu verwenden. Erstens nämlich erhalten diese Tendenzen durch die witzige Form die Färbung des Nicht-ernst-gemeinten (was der Witz mit dem Komischen teilt; darauf können wir hier nicht eingehen), zweitens drückt sich in der witzigen Form die intellektuelle Überlegenheit des Witzigen aus. Wenn, um mich eines Freudschen Beispiels zu bedienen, Serenessimus einen Untertan unter Anspielung auf dessen Ähnlichkeit mit seiner eigenen Person fragt: War seine Mutter einmal in der Residenz? und die Antwort erhält: Nein, aber mein Vater — so verschafft sich hier der Gefragte sofort Respekt, indem er in der witzigen Form seine intellektuelle Überlegenheit dokumentiert. Hätte er den Sinn seiner Antwort in witz-

loser Form ausdrücken wollen, so hätte das gegen die Respektsschranken verstoßen; indem er die Replik auf das witzige Gebiet hinüberspielt und seine intellektuelle Kraft betätigt, bringt er zugleich zum Bewußtsein, daß es auch eine intellektuelle Rangordnung der Menschen gibt, in die konventionelle Respektgrenzen nicht hineinreichen.

Indessen ist es doch höchst bezeichnend und im tieferen Sinne interessant, daß Freud die Mehrleistung, die auf der Bedeutungsseite liegt, nicht sieht. Von der assoziationspsychologischen Grundansicht herkommend, die die Bedeutung eines Wortes in den durch es angeregten Assoziationen gegeben glaubt, gerät er an die Wortfassade des Witzes, bemerkt deren verhältnismäßig geringes Ausmaß und konstatiert nun ganz folgerecht eine »Ersparung«. Freud hat die konsequente assoziationspsychologische Witztheorie geliefert, dieses Verdienst ist ihm uneingeschränkt zuzuerkennen. Gerade der Witz als diejenige freie geistige Tätigkeit, die sich ganz in Bedeutungsverdichtungen auswirkt, wird sensualistischen Versuchen ewig unzugänglich sein. Und so mag die Freudsche Witztheorie in dem Museum der Geistesgeschichte aufbewahrt bleiben als ein Monstrum zur Warnung dafür, bis zu welchen Verkennungen theoretische Irreleitung verführen kann.

Die Witzanalyse hat für die Neurosenlehre nicht die praktische Bedeutung gewonnen wie die Traumanalyse und die Analyse der Fehlleistungen. Wir werden darum später auf die Witztheorie nicht mehr zurückkommen und wollen jetzt definitiv von ihr Abschied nehmen. Wir resümieren: Die Freudsche Witztheorie ist so ausgezeichnet falsch, daß in den wesentlichen Punkten ungefähr gerade das Gegenteil richtig ist. Weder erschließt sich das Wesen des Witzes vom tendenziösen Witze aus, noch ist dieses Wesen irgendwie in Ersparungen begründet. Der reine Witz hat vielmehr seine eigene Wesenheit, die von der tendenziösen Verwendung unabhängig und verschieden ist, und er ist vielmehr eine psychische Mehrleistung, ein Produkt intensiverer Aktivität.

Wir hatten uns bemüht, die Überschreitungen der Traumdeutung, der Fehlleistungstheorie dadurch auf ein richtiges Maß zurückzuführen, daß wir die Theorie auf die emotionalen Grundlagen einschränkten, aus der der Traum, die Fehlleistung hervorgingen. Auch bei der

Witztheorie hegen wir die Vermutung, daß das ursprüngliche Interesse des Nervenarztes den emotionalen Grundlagen galt, aus denen der Witz habituell erwächst. Nur so können wir verstehen, warum FREUD auf den Ungedanken kommen konnte, vom tendenziösen Witz auszugehen, nur so ist auch der Schlußsatz des Buches psychologisch verständlich, indem er die Euphorie, die wir durch Witz und Komik erstreben, gleichstellt mit der »Stimmung einer Lebenszeit, in welcher wir unsere psychische Arbeit überhaupt mit geringem Aufwand zu bestreiten pflegten, die Stimmung unserer Kindheit, in der wir das Komische nicht kannten, des Witzes nicht fähig waren und den Humor nicht brauchten, um uns im Leben glücklich zu fühlen«. — Wir möchten gern, um FREUD gerecht zu werden, die Theorie auch nach dieser Seite hin wenden und herausheben, was FREUD über die emotionalen Grundlagen des Witzes (richtiger des Witzelns) beibringt. Aber das ist leider nur sehr wenig, und dies wenige ist nicht sonderlich neu. Es beschränkt sich auf die Bemerkung: »In heiterer Stimmung sind wohl die meisten Menschen fähig, Scherze zu produzieren; die Eignung zum Witz ist nur bei wenigen Personen unabhängig von der Stimmung vorhanden. Endlich wirkt als kräftigste Anregung zur Witzarbeit das Vorhandensein starker, bis ins Unbewußte reichender Tendenzen, die eine besondere Eignung zur witzigen Produktion darstellen und uns erklären mögen, daß die subjektiven Bedingungen des Witzes so häufig bei neurotischen Personen erfüllt sind. Unter dem Einfluß starker Tendenzen kann auch der sonst Ungeeignete witzig werden«. Das ist nicht viel; dennoch vermuten wir, daß in dieser Richtung die persönlichen Wurzeln des Witzbuches liegen.

Es ist zweifellos, daß hier noch Dinge verborgen liegen, die noch nicht erfaßt sind und deren Aufklärung erleuchtend wirken würde. Es ist doch merkwürdig, daß Thersites klein und häßlich ist, daß in der antiken Tragödie typischerweise die Sklaven den Witz auf die Szene bringen. Es liegt schon im habituell geübten Witz eine Art intellektueller Selbstbehauptung, deren sich der bedient, der ihrer bedarf. Aber dies gilt vermutlich nur für besondere Typen des Witzes und macht nicht das Wesen des Witzes aus. Der Engländer kennt den besonderen Typus des irischen Witzes; es ist merkwürdig, daß ein Witz nach einer lange unterdrückten Nation seinen

Namen haben kann. Ebenso wie es merkwürdig ist, daß die oppositionellen Parteien meist die besten Witzblätter haben. — Hätte FREUD sich darauf beschränkt, ein Buch über das tendenziöse Witzeln zu schreiben, so hätte er vielleicht ein gutes Buch geschrieben, ebenso wie er ein gutes Buch über die tendenziösen Fehlleistungen hätte schreiben können. Statt dessen ließ er sich durch seine kombinatorischen Neigungen verleiten, auf das Wesen des Witzes loszugehen, und ein großer Aufwand ward vertan.

(Fortsetzung folgt.)



Diesem Hefte liegen Prospekte bei von der Buch- und Kunsthandlung Hugo Heller & Cie. in Wien über »Imago«, Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Geisteswissenschaften, und von der Verlagsbuchhandlung Wilhelm Engelmann in Leipzig über »Weber-Baldamus, Lehr- und Handbuch der Weltgeschichte« und »Guenther, Einführung in die Tropenwelt«.

Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.